





Digitized by the Internet Archive  
in 2024 with funding from  
Princeton Theological Seminary Library



# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

Januar 1916.

No. 1.

## Der zürnende Gott. \*)



eil sie sein Bild in sich verhängen hatten,  
Berriß Jehovas Sturm die Schleierkräusen.  
Die Sonnenfenster stopfte er mit Schatten  
Und säete wie Säeleute Grimm und Grausen.

Sein Pflug hieb an, die Herzen hart zu roden.  
Wie riß er mit den scharfen Schollenbrechern! —  
Und jedes Haus traf er mit seinen Toten,  
Die schwarzen Fahnen klagten's von den Dächern.

Er traf ins Mark, die vorher sicher schloßen.  
Gewitter stürzten ab mit wilden Güssen.  
Manch fatter Kümmerling ward aus den Tiefen  
Mit Hagelkäufen hoch emporgerissen.

Gott kam, um seinen Namen einzubringen.  
Groß steht er da in diesen wilden Tagen,  
Die ihm getrotzt, wie Rohr im Sturm zu zwingen —  
Gott ward lebendig, den wir totgeschlagen!

Gott, dein Weg ist heilig. Ps. 77, 14.

Aus schwerer Not sendet Asaph diesen Psalm zu Gott empor. Die Zukunft erscheint finster und drohend, die Sorge verscheucht den Schlaf und seine Seele ist trostlos und fragt: „Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeugen?“ Doch sofort rafft sie sich auf zu neuem Vertrauen, beugt sich unter Gottes Hand und Willen und spricht: „Ich muß das leiden; die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.“ Solche Ergebung entspringt der Gewißheit göttlicher Hilfe zur rechten Zeit, einer Gewißheit, die sich auf Israels Erfahrung gründet. Deshalb gedenkt Asaph der alten Zeiten und der vorigen Wunder und ruft anbetend aus: „Wo ist so ein mächtiger Gott als du, Gott, bist?“ Zugleich aber erkennt er in Gottes Walten beides, Gericht und Gnade, und bekennt: „Gott, dein Weg ist heilig.“

\*) Aus der sehr zu empfehlenden Gedichtsammlung: „Gottes Sturmflut“ von Gustav Schöler. F. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin, 1915. Preis 50 Pf.

Der hl. Sänger hat uns damit aus der Seele gesprochen und unseren oft noch verworrenen Stimmungen Klarheit und Ausdruck verliehen. Das danken wir ihm besonders in dieser Zeit. Selten werden die Menschen bei dem Eintritt in ein neues Jahr einen so schweren Druck auf ihrer Seele empfunden haben als dieses Mal. Zu der großen weltgeschichtlichen Lage mit ihrem großen Weh, das nicht allein die kriegsführenden Länder trifft, kommt in so vielen Fällen noch anderes Leid. Mit Blut und Thränen hat das Jahr 1916 seinen Lauf begonnen und mit banger Sorge fragen sich die Menschen, was es wohl noch bringen, wie es wohl enden werde. Keiner kann darüber Auskunft geben. Uns sind keine Gottespropheten gesandt und die aus eigener Weisheit schöpfen und weisssagen wollen, werden gar bald zu Schanden. Auch das ist gut. Nicht Menschen sollen unsere Tröster und Führer sein, sondern Gott. Führt er uns auch durch Blut und Thränen, wir wissen, sein Weg ist doch heilig. Diese Ueberzeugung genügt uns. Unsere verderbte Natur kann sich zwar nur schwer hinein finden und unsere Vernunft in ihrer Verkehrtheit wills oft besser wissen, aber was Asaphs Blick auf Israels Geschichte erkannte, bestätigt die seitherige Geschichte der Kirche und aller Kinder Gottes: Gottes Wege sind Gericht und Gnade und führen zum ewigen Heil. Was er an Trübsal schickt, soll zur Erweckung und Läuterung dienen, soll der Sünde Blendwerk und Macht zerstören und zur seligen Freiheit der Kinder Gottes führen. Für Gottes Kinder ist daher auch alle die jetzige Not ein Unterpfand göttlicher Barmherzigkeit und kunstiger Herrlichkeit. Unausbleiblich werden auf diese schwere Zeit Trost und Erquickung, Friede und Freude, verjüngte Kraft und ungeahnter Segen folgen. „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Gaben“, sangen schon die Gefangenen Zions zu Babel. Was uns so schwer trifft und tief beugt, ist nicht wohlverdiente Strafe allein, sondern noch vielmehr eine gnädige Heimsuchung zur Entfaltung eines göttlichen Lebens weit herrlicher denn bisher. Nur die sind ohne Trost, die ohne Gott sind. Von solchen aber werden Gottes Kinder sich nicht hinreien lassen in Trubfinn und Verzagtheit, sondern getrost der göttlichen Führung folgen mit dem doppelten Bekenntnis: Gott, dein Weg ist heilig und dein Weg macht selig!

---

### Kriegsbilder.

---

Herzbewegend sind die Schilderungen, die das Blatt des Königsberger Mutterhauses den Briefen seiner Schwestern entnimmt. Unseren Lesern bieten wir etliche, weil manche von ihnen schon zur Linderung jener Not beigesteuert haben. Eine Gemeindegemeinschaft schreibt: Nun sind die geflüchteten Einwohner fast alle zurückgekommen, manch einer weinenden Auges, sieht er doch auf leere Brandstatten, wo ehemals das Erbe seiner Väter stand, vermist er doch so manchen lieben Angehörigen, welcher verschleppt oder getötet ist. Denn viele schmach-



ten in weiter Ferne, in harter Gefangenschaft, und wieder andere deckt schon der kühle Rasen weit von der Heimat. Dennoch sind die Heimkehrenden dankbar, daß sie nun wieder die Heimat haben. Vor einigen Wochen kehrte eine alte Mutter mit ihrer kranken, 25jährigen Tochter zurück, die seit zehn Jahren an beiden Füßen gelähmt ist. Rührend ist es, zu hören, was treue Mutterliebe vermag, wie die alte, gebrechliche Mutter ihr hilfloses Kind nicht in die Hände der Feinde wollte fallen lassen. Der Kanonendonner kam damals immer näher, und die Schar der Flüchtenden wuchs; trotzdem bangte der alten Frau, den mühsamen Weg anzutreten. Als die russischen Scharen unmittelbar vor der Stadt standen, entschlossen sich die beiden schweren Herzens nun doch zur Flucht. Die Kranke besaß einen sauberen Stuhl; in diesen wurde sie hineingesetzt, und die alte Mutter schob den Stuhl in schwerer Anstrengung. Die Landstraße war voll von Fuhrwerken, Vieh und Menschen. Oft mußte die alte Frau mit der Kranken stehen bleiben, um neue Kraft zu sammeln und um die großen Wagen, welche sie überholten, vorbeifahren zu lassen. Oft stieg da aus dem Herzen der geängstigten Frauen das heiße Gebet empor: Herr, hilf uns; sonst müssen wir verderben! Nachdem sie so mühsam das Gefährt ungefähr eineinhalb Meilen weit vorwärts gebracht hatte, erbarmten sich im nächsten Dorfe gute Menschen über sie trotz der eigenen Not; sie nahmen die Kranke nebst der Mutter und dem Stuhle auf ihr Fuhrwerk. So gelangten sie bis in das vom Feinde verschonte Samland. Hier nahmen sich liebe Freunde der beiden an und beherbergten sie, bis die Gewalt des Feindes gebrochen war.

Die schweren Verluste berühren auch unsern Ort. So manches Kindlein ruft nach dem Vater, der nimmer wiederkehrt. Vor einigen Tagen kam die Nachricht hierher, daß aus einem Hause der Vater gefallen sei; die Witwe blieb mit sieben Kindern zurück, das älteste ist erst acht Jahre alt. Auch viel Seuche gab es hier und gibt es noch, ein großes Sterben geht durch unsere Gegend. Nun mit der kalten Jahreszeit kommt noch die Not hinzu, unsere Leute brauchen warme Sachen; sehr oft kommen auch Soldaten und bitten um warme Unterkleidung. Sollte noch etwas übrig sein, so möchte ich im Namen aller, die Not leiden, herzlich bitten, uns doch etwas zu schicken.

Eine andere Gemeindegemeister berichtet: An einem Abende kam die Nachricht, daß der Eisenbahnzug in der Nachbarschaft von den Russen beschossen worden wäre. Der Ortsgeistliche brachte bald darauf einen verletzten Bahnschaffner, der einen Lanzenstich in den Ellenbogen erhalten hatte, ihn verband ich und am andern Morgen noch drei Verletzte: zwei junge Leute, welche vielfach, aber nicht lebensgefährlich verletzt waren. Dem Dritten aber war das eine Ohr beinahe abgetrennt, außerdem hatte er noch am Hinterkopfe eine entsetzliche Wunde, er war von den Russen so arg zugerichtet. Als die Nachricht von der Beschädigung des Zuges sich verbreitete, da machten sich fast alle schnell zur Flucht bereit, und noch denselben Abend fuhren bei strömendem Regen die Wagen in die dunkle Nacht hinaus. Einmal waren die Russen schon hier gewesen, und das zweite Mal wollte niemand mehr mit ihnen zusammenkommen. In meiner Nähe war kein

Mensch, so daß ich ganz allein zurückblieb. Es war eine unheimliche Nacht. Am andern Morgen flüchteten die Leute auch aus den andern Dörfern. Aber bald kehrten sie zurück, weil sie in der nächsten Stadt bessere Nachricht erhalten hatten. Nur in die eigentliche Gefechtslinie durften sie nicht zurückfahren. So blieben sie nun in dem Konfirmandensaale und im Dorfe. Kanonendonner hörten wir alle Tage, und es war hier noch eine lange Zeit unsicher, aber der liebe Gott hat seine schützende Hand über dieses Kirchspiel gehalten, so daß die Russen zum zweitenmale nicht eindringen durften.

Noch ein Bild der Not. Der Brief lautet: Hier auf dem Lande ist es schon tüchtig kalt, denn der raube Winter macht sich bereits sehr bemerkbar. Bei uns sieht es hier sehr traurig aus. Denn viele verschleppte Mütter sind verstorben, und die Kinder dort auf Fremde angewiesen. Eine 77jährige Frau aus der Gemeinde war auch von den Russen mitgeschleppt und ist erst seit 14 Tagen zurück; sie erzählt uns traurige Dinge. Wenn der Krieg noch lange dauert, dann kommen nur wenige zurück. Die Männer aus dem Felde erhalten Urlaub; wenn sie aber herkommen, finden sie die Wohnungen leer, denn Frau und Kinder sind fortgeschleppt. Ach, es ist so trostlos für die Männer; denn sie müssen wieder ins Feld, ohne die Ihrigen noch einmal gesehen zu haben.

Eine Schwester schreibt von den Ihrigen: Furchtbares haben sie ausstehen müssen, denn der Feind, welcher das zweitemal die Gegend überflutete, war zehnmal schlimmer als die Gegner im August. Fast das ganze Dorf wurde niedergebrannt, nachdem sämtliches Vieh fortgetrieben war. In dem ganzen Dorfe ist weder Kuh noch Pferd noch sonst Vieh zu finden, sogar die Hunde wurden mitgenommen. Was nicht mitgeführt werden konnte, ist getötet oder vernichtet. Selbst die abgebrannten Gebäude wurden regelmäßig untersucht, ob nicht in den Kellerräumen doch noch jemand versteckt ist. In den nächsten Dörfern sind die Leute, die um etwas Habe oder um Unterlassen des Brennens zu bitten wagten, niedergeschossen worden. Meine Eltern habe ich noch einstweilen hier untergebracht.

Dienst an den erkrankten Feinden. Die vielen Kriegsgefangenen, welche jetzt zur Arbeit verwendet werden, geben uns Gelegenheit, christliche Feindesliebe an denen zu üben, die unsere Heimat so entsetzlich verwüstet haben und mit soviel Herzeleid erfüllt haben. Viele von den Erkrankten sind dankbar, daß sie gut behandelt werden und fühlen sich in der Fremde hier ganz zufrieden, andere aber werden von der Sehnsucht nach ihrer Heimat traurig gestimmt. Dann gibt es auch solche, die trotzig und verschlossen einhergehen und der Meinung bleiben, Deutschland habe diesen furchtbaren Krieg gewollt, denn die Macht der Lüge, welche diesen unwissenden Menschen eingeredet worden ist, wirkt bis heute in ihrer Seele fort. Schwer wird ja der sprachliche Verkehr, wenn nicht einzelne unter ihnen deutsch oder polnisch verstehen. Da trifft es sich nun gut, daß auf dem einen der Arbeitsplätze ein Evangelist als Dolmetscher angestellt ist, der den Gefangenen auch mit Wort und Schrift dienen kann. Vor einiger Zeit besuchte eine Abordnung des Roten Kreuzes aus Ruß-



Land unter deutschem Geleite die Gefangenen und mußte mit der guten Versorgung und Fürsorge wohl zufrieden sein. Um den Schwestern zu danken, sangen die Russen ihnen am Abende ihre Lieder, besonders das Vaterunser, selbst dann, wenn einzelne Gezer unter ihnen das verhindern wollen. Diese Pflege ist ein Stück christlicher Vergeltung und wir wünschen vielen, daß ihnen die Augen über unser Volk, über welches sie meistens nur Unwahrheiten gehört haben, geöffnet werden, auch daß sie von unserm Besten, dem heiligen Evangelium, bleibende Eindrücke mitnehmen.

### Weihnachten im Mutterhause.

Unsere Weihnachtsfeiern waren diesmal infolge der vielfachen Erkrankungen etwas ernst gestimmt, was aber doch der echten Christfreude keinen Abbruch tat, sondern dieselbe eher läuterte und veredelte. Wir erwähnen sie hier kurz, wie sie der Reihe nach einander folgten.

Dieses Mal eröffnete das Deutsche Hospital den Reigen schon am Dienstag Nachmittag vor Weihnachten. In jedem Krankenfaal und fast in jedem größeren Zimmer prangte ein stattlicher Baum. In den fünf größten Sälen wurde in kurzen Ansprachen und in Liedern die frohe Botschaft verkündet und dann wurden noch von den vielen besuchenden Freunden auf den drei Privatstationen Weihnachtslieder gesungen. Die Herren Pastoren J. Evers und E. Megethin leiteten die deutschen Feiern und Prof. C. L. Benze (auf zwei Stationen) und Prof. Chas. W. Jacobs die englischen. Herr P. Dr. Ohl, Leiter unserer Stadtmission, der wöchentliche Gottesdienste im Hospital hält, leitete den Gesang auf den Privatstationen. Selbstverständlich wurde jeder Patient mit einer Gabe bedacht. — Am Mittwoch Nachmittag feierte der Kindergarten in Sprüchen und Liedern das Kindlein in der Krippe, und am Abend unsere LanfenaufTöchter Schule, deren mehrstimmiger Vortrag der älteren und neueren echt kirchlichen Weihnachtslieder recht erbaut und gewiß auf die Schülerinnen auch veredelnd wirkt. Die bei dieser Gelegenheit erhobene Kollekte zum Besten des syrischen Waisenhauses in Jerusalem überstieg \$25.00.

Am Donnerstag Nachmittag wurden in der Dispensary des Deutschen Hospitals 50 arme Familien beschert, wozu der leitenden Schwester wie auch in anderen Jahren, von guten Freunden die Hand gefüllt war. Die damit verbundene deutsch-englische Feier hatte freundlichst Herr P. Hugo Wendel übernommen. Am Abend war im Nurses Home die Feier und Bescherung der 60 Jungfrauen der Pflegerinnenschule, wobei wieder Herr P. J. Richards die Ansprache hielt. Unsere Schwestern finden sich auch hierzu ein, um mit ihren treuen Helferinnen die Freude zu teilen.

Nach altem Brauch feierte unser Kinderhospital um 4 Uhr und unser Altenheim um 5 Uhr den hl. Abend. In Abwesenheit des Pastors war unser Herr Präsident, Herr Richter Staake, so freundlich, sich in kurzer Ansprache an die Kinder, die natürlich selbst das Singen

und Sagen besorgen, und an die Alten zu wenden. An Geschenken für die Kleinen fehlte es uns auch diesmal nicht, dank der Fürsorge altbewährter Freunde.

Unsere Christvesper um halb 8 Uhr leitete Prof. Dr. G. Offermann, der auch freundlichst den Gottesdienst für Sonntag übernahm. Prof. Dr. C. L. Benze trat für den Anstaltspastor ein im Gottesdienst am Christfestmorgen und wieder in der Vesper, auf welche die Bescherung der über 130 Angestellten unserer Anstalten folgte und womit unsere Feiern ihren Abschluß erreichten. In diesen beiden Gottesdiensten wurden Festkollekten erhoben, und zwar am Morgen für das lyrische Waisenhaus und am Abend zum Besten der deutschen und österr.-ungar. Kriegsgefangenen in Sibirien. Für letzteren Zweck konnten wir insgedessen \$110.00 abgeben und für ersteren, einschließlich des Beitrags der Schule, \$100.00. Solche Opferwilligkeit erfreut das Herz und stiftet und bringt Segen; ergab doch auch unsere Epiphaniakollekte für unsere Mission in Indien wieder \$55.00. Gott allein die Ehre! Was sind unsere „Opfer“ angesichts der Menschwerdung des Sohnes Gottes zu unserer Erlösung durch sein Blut! Wohl uns, daß wir glauben, ja glauben, opfern und dienen dürfen!

---

### Zur Anstaltschronik.

---

Unsere Chronik steht dieses Mal im Zeichen der „Grippe“. Von der seit Anfang Dezember hier herrschenden Epidemie ist unsere Anstalt nicht verschont geblieben. Wohl die meisten unserer Schwestern haben etwas davon verspürt und etliche haben einen schweren Anfall gehabt, von dem sie sich nur langsam erholen. Auch die ganze Pfarrfamilie wurde davon heimgesucht. Der Versuch des Pastors, Widerstand zu leisten und auf dem Posten zu bleiben, hatte einen umso heftigeren Anfall zur Folge, so daß er die Weihnachtsfeiertage im Bett verlebte und sich bei allen Gottesdiensten bis zum 9. Januar vertreten lassen mußte. Zur selben Zeit litten Frau und Kind daran, besonders jedoch die Schwiegermutter, Frau Pastor Brezing, bei der alsbald so schwere Lungenentzündung hinzukam, daß sie am 20. Dezember ins Hospital gebracht werden mußte. Trotz der besten ärztlichen Hilfe und treuester Pflege verschlimmerte sich ihr Zustand und kurz nach Mitternacht am 3. Januar durfte sie eingehen zur ewigen Ruhe des Volkes Gottes. Am Nachmittag des 4. Januar fand in der Kapelle des Mutterhauses eine schlichte, erhebende Feier statt, bei welcher Prof. Dr. Offermann über Joh. 16, 33 die Trostrede hielt. Am folgenden Nachmittag fand ein Gottesdienst statt in der St. Johannis-Kirche, Buffalo, N. Y., wohin unterdessen die Leiche überführt worden war und wo man der Entschlafenen, die hier als Pfarrfrau jahrelang ein Segen gewesen war, ein dankbares Gedächtnis bewahrt hatte. Der jetzige Ortspastor, Ehrw. P. D. Krauch, leitete die Feier und Ehrw. P. Th. Becker, ein langjähriger Amtsnachbar und Familienfreund, hielt die Predigt über Offb. 14, 13. Die Beisetzung der sterblichen



Hülle fand statt auf dem Gemeindefriedhof an der Seite des vor 20 Jahren heimgegangenen Gatten.

Auch an dieser Stelle möchten die Hinterbliebenen, P. Hermann Brezing, Niagara Falls, N. Y., Frau Pastor Bachmann, Philadelphia, und Frau P. S. Miller, Buffalo, N. Y., allen Freunden, besonders aber unsern Schwestern, herzlichst danken für alle in dieser schweren Zeit entgegengebrachte Liebe. Wo der Tod Bande löst, knüpft er andere umso fester. Möge durch Trübsal besonders unsere Gemeinschaft mit dem Herrn inniger werden!

In unserem Altenheim hat die Grippe leider auch in rascher Folge mehrere Opfer gefordert, da bei den lieben Alten so leicht Lungenentzündung hinzukommt. Gott sei Dank, daß nicht alle Fälle tödlich verlaufen sind. Die erste, die abgerufen wurde, war Frau Mathilde Gutekunst, geb. Gescheider, die seit dem 19. Jan. 1914 bei uns war und am 29. Dez. im Alter von 71 Jahren heimging. Ihr folgte schon am nächsten Tage Frau Auguste Greis, geb. Näher, im Alter von fast 86 Jahren; sie war vor fast 17 Jahren zu uns gekommen. Am 2. Januar entschlief die 74 Jahre alte Frau Maria Barbara Vogt, geb. Elzinger, die mit ihrem sie überlebenden Manne am 17. Dezember 1914 bei uns eingezogen war; und am 5. Januar Frau Katherine Nicker, geb. Diederle, die ihr Leben auf 72 Jahre brachte und seit dem 7. März 1910 mit ihrem Manne, der sie, die seit Jahren erblindet war, bis an ihr Ende mit großer Treue führte und pflegte, in unserem Altenheim war. Herr P. Fritz Evers von der alten Zions-Gemeinde übernahm freundlichst an Stelle des erkrankten Anstaltspastors die Leichenfeiern, wofür wir ihm von ganzem Herzen dankbar sind. Der treue Gott wolle uns alle durch diese Todesfälle erwecken zur rechten Rüstung auf unser letztes Stündlein und zur fröhlichen Hoffnung des ewigen Lebens!

Zwei Schwestern haben zur Herstellung ihrer durch Krankheit geschwächten Gesundheit längeren Urlaub erhalten. Schw. Veronika Eich, die das Altenheim leitete, reiste am 10. Januar zunächst zu Verwandten in New York, und Schw. Henriette Herz, die sich eben von einer schweren Operation erholt, weilte seit dem 13. Januar bei ihren Eltern nahe Chili, N. Y. Wir danken Gott, daß trotz mancher Fälle von Grippe unsere Schwestern doch vor schlimmen Folgen derselben bewahrt wurden. Seine wunderbare Bewahrung und Hilfe haben wir so oft erfahren, daß wir daraus Trost schöpfen unter allen Schwierigkeiten, die unsere Arbeit mit sich bringt.

Während seiner und seiner Familie Krankheit durfte der Anstaltspastor von Schwestern und Direktoren und Amtsbrüdern viele Liebe erfahren, wofür allen hiermit nochmals herzlichst gedankt sei. Möge es gelingen, sie in weiterem Dienst zu erwidern. Besonders dankt er den lieben Amtsbrüdern Prof. Dr. Offermann, Prof. Dr. C. L. Benze, P. F. Evers und P. G. Bechtold für die freundliche Vertretung in den schon oben erwähnten Gottesdiensten und bei den Begräbnissen. Zudem übernahm Prof. Offermann bereitwilligt die

Abendmahlsfeier am Sylvesterabend und den Hauptgottesdienst am Neujahrsmorgen, am 2. und am 9. Januar. P. Bechtold dagegen hielt den englischen Abendgottesdienst am letztgenannten Sonntage. Am 12. Januar konnte der Pastor durch Gottes Gnade nach einem Aufenthalt in Atlantic City, wohin er mit seiner Familie am 6. Jan. gereist war, neu gestärkt in die Arbeit zurückkehren.

Die Festtage konnte Schw. Amalie auf besonderen Wunsch ihres betagten Vaters P. emeritus H. H. Hartwig im Elternhaus in Kendall, N. Y., verleben und Schw. Lauretta Nelson bei ihrer Mutter in Toledo, O. Schw. Frida Wente reiste am 27. Dezember zur silbernen Hochzeit ihrer Eltern nach Erie, Pa., doch hat sie leider noch nicht wieder auf ihre Station im Labor Kinderheim zurückkehren können und wird infolge geschwächter Gesundheit wohl längerer Erholung im Mutterhause bedürfen. Nach temporärer Aushilfe durch Schw. Friederike Ostermann und Schw. Marie Preuß ist der Posten bis zu ihrer Rückkehr mit Schw. Marie Berntsen besetzt.

Allen Lesern wünscht „Der Diaconistenfreund“ ein gnadenreiches neues Jahr! Gott gebe, daß es den Völkern gegenseitige Verständigung und dauernden Frieden bringe und reiche Segensfrucht nach so viel Thränenfaat!

Infolge der Erkrankung des Pastors kam das Manuscript dieser Nummer etwas später als üblich in die Hände des Druckers. Da aber auch in der Setzerei die nötigen Arbeitskräfte infolge der Grippe fehlten, kam eine weitere Verzögerung hinzu, so daß wohl manche Leser diese Januar-Nummer kaum noch vor Monatschluß erhalten werden. Wir bitten um freundliche Nachsicht.

### Quittungen.

— 1915 —

Frau Mary Pope — Herr H. C. Glander.

— 1916 —

Herr Pastor Wilhelm Brenner — Herr Peter Heinbockel — Frau F. W. Müller — Herr Pastor L. Villehei — Fräulein Bertha Reef — Herr F. Klein — Schw. Sophie Glad — Fräul. Amalie Welk — Frau Marie Laejer — Frau Johanna Baumgarten — Fräul. Minna Baumgarten — Fräul. E. Schaefer — Herr Pastor D. Diez — Herr Pastor Prof. G. J. Zeilinger — Frau Emma E. Pleibel — Frau L. C. Murphy — Frau A. Herz — Herr D. Christmann — Frau J. Scherer — Frau Johann W. Rupp — Frau Jacob W. Rupp — Frau Louise Frank — Fräul. L. J. Stridler — Fräul. M. J. Schmidt — Frau Fr. Vogt — Fräul. H. M. Schwab — Frau Wm. Nechenberg — Frau Hermine Legare — Frau Anna Roeffer — Frau Dorothe Reiber — Frau S. Rupp — Herr Pastor A. Blunk — Frau Lydia Fire — Frau Otto Haas.

— 1917 —

Frau Louise Wilkins — Herr Friedrich Hoffmann — Herr Pastor Johan W. Richards — Herr Pastor Georg Weng.

— 1918 —

Frau H. B. Baudisch — Herr Johan Fischer — Herr Pastor S. Bergnaedt — Herr Christian Ulrich — Fräul. Marie Reuter — Herr Pastor S. W. Roth D. D. — Herr Pastor Otto Posselt.

— 1919 —

Herr Pastor Justus Holfstein — Frau C. Kluepfel.



# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

Februar 1916.

No. 2.

Ich will euch geben, was recht ist. Matth. 20, 4.

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg gehört zu Jesu Antwort auf der Jünger Frage: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?“ Selbst im engsten Jüngerkreise taucht die Lohnfrage wiederholt auf und steht nur zurück hinter der Frage nach Rang und Ehren im Reiche Gottes. Wie schmerzlich das den Herrn berührt und wie das der Jünger Gemeinschaft mit ihm und seinem Reiche überhaupt gefährdet, zeigen seine Antworten. Wahrlich, keiner, der Jesu dient, kommt zu kurz; hundertfältig wird ihm schon in dieser Zeit alles ersetzt, was er um Jesu willen verlassen oder verloren hat. Ueberreichlich lohnt der Herr schon hier, damit niemand einen Rechtsanspruch erhebe auf Leben und Seligkeit und das „allein aus Gnaden“ bestehe in alle Ewigkeit. Für jeden Dienst gibt uns der Herr, was recht ist und noch mehr dazu. Petri Schiff dient ihm bei einer Predigt als Kanzel und er gibt ihm dafür jenen wunderbaren Fischzug, Luk. 5. Jeder Diener Jesu hat, freilich in bescheidenem Maße, erfahren, was einst ein Dominikaner-acht gesagt haben soll: „Mein Gelübde der Armut trägt mir jährlich hunderttausend Kronen ein und mein Gelübde des Gehorsams hat mich zum Herrscher gemacht.“ Selbst vom irdischen Standpunkte aus lohnt es sich, in Jesu Dienst zu treten, auch im bescheidensten Gemeindecamt. Warum erhebt sich aber immer wieder die Frage: „Was wird mir dafür?“ Weil auch der Christ Fleisch und Blut noch nicht völlig abgetan hat und daher die natürliche Selbstsucht sich der Selbstverleugnung an die Fersen heftet, ja oft im Gewand der Selbstverleugnung einhergeht zu eigener und anderer Täuschung. Was ist das Klagen über des Tages Last und Hitze, was ist das Murren über die den späteren Mitarbeitern widerfahrne Güte, was ist der Anspruch auf besondere Berücksichtigung und Anerkennung anderes als Lohnsucht, ja als ein verzweifelter Versuch, möglichst viel Gewinn aus dem Dienst herauszuschlagen! Sie erhalten aber von dem Hausvater nur den von ihnen ausbedungenen Lohn, nicht mehr, nicht weniger. Doch solche Gesinnung macht alle weitere Gemeinschaft mit ihm unmöglich: „Nimm, was dein ist und gehe hin!“ Welch furchtbare Enttäuschung, daß auch solche, die tatsächlich des Tages Last und Hitze im Dienste des Herrn getragen, die nach Matth. 7 wirklich in seinem Namen geweißt, Teufel ausgetrieben und große Taten getan haben, verworfen werden mit dem Wort: „Weichet alle von mir, ihr Uebeltäter!“ Wenn dieses Urteil schon die wirklichen Arbeiter im Reiche Gottes trifft, nur weil sie nicht in der rechten Gesinnung ihren Dienst

verrichtet haben, wie wird es solchen Christen ergehen, die überhaupt nicht zugreifen, sondern gleichgültig die Weinbergarbeit andern überlassen? Die Not drängt; fünfmal am Tage, noch zur elften Stunde sucht der Herr Arbeiter. Wohl dem, der im Glauben dankbar folgt, selbstlos dient und jeden Gedanken an Lohn und eigenmächtiges Nehmen abweist im Vertrauen auf seine Verheißung: „Ich will euch geben, was recht ist.“

---

### Segnungen des Krieges.

---

Eines der größten Rätsel des menschlichen Lebens ist das Leiden. Finster und drohend wie eine unheimliche Macht, die unwiderstehlich eingreift in unser Leben, erscheint es dem natürlichen Menschen. Keiner kann ihm ganz entgehen, und manch einen überwältigt es wie wilde Wasserfluten, die in ihren Strudel hinunterreißen in die Tiefe. Schon aus alter Zeit ertönt die Frage: Warum muß der Mensch, auch der Fromme, leiden? Das Leiden ist Strafe der Sünden, sagen Hiobs Freunde; der anscheinend Fromme ist eben im Geheimen ein Sünder, sonst würde es ihn nicht treffen. Sünde ist die selbstverständliche Voraussetzung des Leidens bei den Juden. „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?“ fragen die Jünger den Herrn beim Anblick des Blindgeborenen. Aber Jesus antwortet: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar werden an ihm.“ (Joh. 9, 2, 3.) Und wer kennt nicht jenes noch viel wunderbarere und rätselhaftere Wort im Hebräerbrief, wo von dem Herrn selbst gesagt wird: „Obwohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernt.“ Hebr. 5, 8.

Gewiß ist ein tiefer, innerlicher Zusammenhang zwischen Sünde und Leiden. Gewiß sind es die Sünden des Einzelnen und die Sünden der Nationen, denen wie die Wirkung der Ursache das Leiden folgt. Aber das ist es nicht allein, Gottes Werke werden offenbar durch das Leiden. Gottes wunderbare Erziehungskunst bedient sich dieses Mittels und vollbringt damit Wunder vor unseren Augen.

Wir stehen in einer rechten Leidenszeit. Wohl hat den Einzelnen Gleiches schon immer betroffen, aber jetzt sind es nicht Einzelne mehr. Tausende und Abertausende gehen durch die tiefsten Tiefen von Schmerz und Leid. Es ist wie ein unermessliches Meer von Jammer, das über die Erde flutet. „Strafe für unsere Sünden“, — ja, gewiß, Strafe für unsere Sünden. Aber die Barmherzigkeit rühmt sich wider das Gericht und schafft Wunder göttlicher Gnade durch diese schwere Zeit der Heimsuchung. Natürlich denken wir dabei in erster Linie an unser noch nie von seinen Feinden so viel geschmähtes, noch nie von seinen Kindern so heißgeliebtes Vaterland. Von ihm kann mit Recht gesagt werden in dieser furchtbaren Leidenszeit: „Gott hat sein Volk heimgesucht.“ Mit Schmerz sahen wir vor dem Krieg den anscheinend hoffnungslosen Parteihader, mit Angst, wie unser Volk in Gottvergessenheit und irdischer Gefinnung sich je länger je mehr



zu verlieren schien. Und was für eine herrliche Erneuerung haben wir erleben dürfen! — „Ein einzig Volk von Brüdern“, zu jedem Opfer willig und bereit. „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Und unser Volk ist wieder ein gottesfürchtiges und betendes Volk geworden. Es ist ein Wunder vor unseren Augen und ein großer Trost zu wissen, die Ströme von Blut und Tränen fließen nicht umsonst. So kann man wohl auch von den Segnungen des Krieges reden und dazu möchten wir auch das Folgende rechnen.

Da dieses Blatt in erster Linie sich mit der Liebesarbeit der Frauen beschäftigt, soll hier einiges berichtet werden von der Tätigkeit der deutschen Frauen in dieser schweren Zeit. Wir entnehmen dasselbe einem Aufsatz von Dr. Agnes Harnack, der Tochter des bekannten Berliner Theologen; derselbe erschien im „International“.

„Als die Heere ins Feld zogen, blieben in Palast und Güte Hunderttausende von Frauen allein zurück. Was sollten sie tun? Der erste Wunsch war natürlich in der Pflege der Truppen, sonderlich der Verwundeten, zu helfen. Eine entsprechende Organisation dafür bestand bereits im Roten Kreuz, dem auch schon geschulte Kräfte in den Diakonissen, katholischen Schwestern und Roten Kreuz-Schwestern zur Verfügung standen. Diese Organisation ist nach ihren Statuten berechtigt, in Kriegszeiten Helferinnen beizuziehen, die in kurzen Unterrichtskursen vorbereitet werden. Von diesem Recht wurde ausgiebig Gebrauch gemacht. In Berlin allein wurden 23,000 in der Zeit vom 1. August bis 1. November unterwiesen. Ihre Arbeit ist freiwillige Liebesarbeit und muß unentgeltlich geschehen.“

Noch 1870 war die Fürsorge für die Verwundeten die einzige Gelegenheit für die Frauen. Im gegenwärtigen Krieg ist das ganz anders geworden. Damals ging das Leben im Ganzen seinen gewohnten Gang; heute gleicht Deutschland einer belagerten Festung. Handel, Gewerbe und Ackerbau, fast alle Verhältnisse sind in Mitleidenschaft gezogen und müssen sich irgendwie anzupassen suchen. Ueberdies sind uns die Pflichten gegen unsere Nebenmenschen zu klarerem Bewußtsein gekommen. Auch haben wir jetzt eine ganze Anzahl Frauen, die durch ihre Erziehung und Erfahrung befähigt sind, an der Lösung der Aufgaben, die der große Krieg in der Heimat gebracht hat, mitzuarbeiten.

Schon am 3. August versammelten sich die Wohltätigkeitsvereine von Berlin im Stadthaus. Der Zweck war, die bestehenden Frauen-Vereine zu einer Zentral-Vereinigung zu verbinden. Auch die sozialdemokratischen Frauen waren zur Mitarbeit bereit. Die Arbeitsteilung geschah im Anschluß an die Stadtbezirke und deren Armenpflege. Nach der Zahl derselben wurden 23 Komiteen gebildet mit je 2 Frauen an der Spitze, eine von den bürgerlichen Parteien, die andere von den Sozialdemokraten. Viele andere Städte folgten dem Beispiel Berlins, so daß überall so ziemlich nach demselben Plan gearbeitet wird. Zuerst mußten die unterstützungsbedürftigen Familien der Soldaten aufgesucht und ihre Verhältnisse geprüft werden. Dann kam die Sorge für die Beschäftigungslosen. Im ersten Kriegsschrecken waren eine Menge Fabriken, besonders die, welche Luxusartikel und

Kleider verfertigten, plötzlich geschlossen worden, und Tausende waren brotlos. Bei den Komiteen drängten sich überall die Hilfsbedürftigen. Mitte September hatten wir 29,000 in einer Woche. Was vor allem not tat, war, den Hungernden Speise zu geben. Eine große Zahl Volkstüchen und Speisesäle wurden eröffnet. In der letzten Augustwoche verteilte der vaterländische Frauenverein für 14,000 Mark Speisefarten.

Aber hier zeigte sich eine Schwierigkeit. Manche Frauen wollten nicht in den öffentlichen Speiseanstalten essen, wo jederman sie sehen konnte. Lieber wollten sie in ihren eigenen vier Mauern hungern. „Mein Mann möchte das nicht“, wurde oft als Grund angegeben. „Unsere Männer sind fort und wir haben keine Arbeit. Können wir nicht wenigstens unsere eigenen Mahlzeiten kochen?“ wurden wir wieder und wieder gefragt. Wir entschlossen uns daher öfters, Karten für Vorräte auszugeben, obwohl wir uns sagen mußten, daß diese Weise der Verteilung die Qualität der Speisen verschlechtern und die Kosten erhöhen müsse. Ethische und ökonomische Rücksichten waren hier schwer zu vereinigen.

Besondere Aufmerksamkeit wurde den Kindern zugewendet. Der Kinderschulverein unter Pastor Sigmund Schulzes Leitung übernahm die Fürsorge für die kleinen Kinder. Die Schulkinder wurden in den Schulen gesammelt und von dort in die Speisehallen geschickt oder in Kinderhorten für den ganzen Nachmittag untergebracht. Überall mußte sorgfältig ausgewählt werden, denn die Mittel reichten oft kaum für die dringendsten Fälle.

Alle diese Maßregeln trafen das Uebel nicht an der Wurzel; sie waren sogar bedenklich in gewissem Sinne, denn sie waren ja nur ein Versuch, eine möglichst große Zahl Menschen während des Krieges zu ernähren, ihr Wert daher in ökonomischer und ethischer Beziehung zweifelhaft. Unser Hauptbestreben mußte sein, Arbeit zu beschaffen. Es gelang dem vaterländischen Frauenverein, eine große Zahl unbeschäftigter Kleidermacherinnen für die Versorgung der Armeen mit Zelttüchern, Brotbeuteln, Mänteln, Helmbedeckungen u. s. w. in Arbeit zu stellen. Die auf diese Weise nun Arbeit bekamen, waren so zahlreich, daß, als das Vertrauen wiederkehrte und die Kleidergeschäfte wieder anfangen, zu arbeiten, es teilweise an Arbeiterinnen fehlte.

Die mehr dem Luxus dienenden Betriebe blieben geschlossen und werden schwerlich vor Ende des Krieges wieder beginnen. Der nationale Frauenverein eröffnete für diese Beschäftigungslosen zwei Strickzimmer für etwa 800 Personen, obwohl die Beschaffung der Wolle ein sehr schwieriges Problem bildet. Auch wurde Arbeit zum Nachhausenehmen verteilt. Die Strickzimmer werden vielleicht Wegweiser zu verbesserten Fabrikmethoden werden. Sie haben sich im Ganzen sehr gut bewährt. Am Morgen werden die Zeitungen vorgelesen und auch unter Tags wird die eintönige Arbeit erheitert durch Lesen, Deklamieren und Singen. Das Mittagsmahl wird gemeinsam eingenommen, dann machen die Mädchen einen Spaziergang. Viele mußten erst stricken lernen und brachten zuerst wenig genug fertig. Aber alle sind froh an der Arbeit und glücklich in dem Bewußtsein,



einen Liebedienst zu verrichten und an derselben Arbeit zu stehen „wie die feinen Frauen, die es zu ihrem Vergnügen tun.“ Sie haben auch ein besonderes Stricklied, nach der Melodie „Steh ich in finst'rer Mitternacht“, zu singen. Es ist sehr beliebt als Ausdruck ihrer patriotischen Gefühle und guten Wünsche für unsere Soldaten. Die mit der Leitung beauftragten Frauen freuen sich, zu sehen, wie sie immer mehr das Vertrauen der Arbeiterinnen gewinnen, wie Niedergeschlagenheit und Verbitterung verschwinden, und wie die Mädchen sich bestreben, gutes Betragen und feinen Ton in der Unterhaltung zu pflegen.

Allmählich gelang es den Frauen des vaterländischen Vereins, in mehr persönliche Beziehung zu ihren Schützlingen zu kommen. Nach den überwältigenden Anforderungen der zwei ersten Monate kam eine ruhigere Zeit; man konnte seinen Distrikt genauer kennen lernen und in der verschiedensten Weise behilflich sein. Da waren z. B. die Schwierigkeiten bei Beschaffung der Miete, die öfters Vermittlerdienste erheischten. Man mußte Rat geben und Beistand leisten in brieflichem Verkehr mit den Angehörigen in der Armee; und an Weihnachten unterzogen sich die Frauen der angenehmen Aufgabe, Weihnachtspakete für ihre Schützlinge abzuschicken. Sie lehrten die Hausfrauen, wie sie ihren Haushalt am besten einrichten konnten, verteilten Flugblätter über weise und unweise Sparsamkeit, Kriegskosten und Rezepte; und ein Ausschuß von Hausfrauen wurde errichtet, um bei der Nahrungsmittelverteilung mitzuhelfen.

Besonders schwierig war es, den Jüngern der sogenannten freien Künste zu helfen. Von Woche zu Woche vermehrte sich die Zahl der Musiklehrer, Künstler, Schauspieler, Journalisten u. s. w., die keine Arbeit finden konnten und in bitterer Not waren. Es ist selten möglich, Arbeit für sie zu finden, man kann ihnen meistens nur in sehr bescheidener Weise durch Geldunterstützung, freie Wohnung oder Nahrungsmittel-Zusendung helfen.

(Fortsetzung folgt.)

### Wie mir's im Württ. Hilfslazarettzug Nr. 8 erging. \*)

(Von einem verwundeten Offizier eingesendet.)

Ein serbisches Infanteriegeschloß hatte mir den rechten Arm durchschlagen. Von der Reise von der Front bis zum Kriegslazarett war ich nicht sonderlich erbaut, sie geschah teils zu Fuß, teils zu Wagen, beim Gehen versagte mir oft die Kraft, beim Fahren verursachte mir jeder Stoß auf den holprigen Wegen unheimliche Schmerzen. Einmal blieben wir auch drei Stunden im Schlamm stecken, aber end-

\*) In demselben sind zwölf Schwestern des Diaconissenhauses tätig.

lich kamen wir doch im Kriegslazarett an. Das Reisen hatte ich nun gründlich satt und doch sollte es jetzt erst recht angehen im — Lazarettzug. Was wird's da alles geben, was wird man da alles über sich ergehen lassen müssen! Einen Lazarettzug hatte ich bis dahin nur von Weitem gesehen. Wenn früher ein solcher langsam seines Weges zog, so dachte ich, dort rollen die kleinen Wohnungen dahin, die so viel zerstörte oder geschädigte Gesundheit, so viel Ach und Weh in sich bergen. Und doch sind die Zussassen eines Lazarettzugs aus dem Größten heraus. So und ähnlich dachte ich, als mich das „Rote Kreuz-Auto“ vom Lazarett aus auf den Bahnhof zum Lazarettzug brachte. Doch ich wurde bald angenehm enttäuscht. Der ganze Zug war hell erleuchtet, eine behagliche Wärme strömte mir aus dem Innern der Wagen entgegen, hilfreiche Hände gabs allerwärts. Bequeme Stühle luden zum Ausruhen ein, die Betten waren weich und weiß überzogen und auch sonst alles peinlich sauber. Die Seele der ganzen Verpflegung in meinem Wagen war die Schwester. Schon nach den ersten Begrüßungsworten hatte ich gemerkt, sie ist eine Schwäbin, dabei wurde mir's gleich ganz warm ums Herz, war doch meine mütterlich besorgte Hauswirtin während meiner Einjährigengzeit auch eine Schwäbin gewesen; darum dachte ich, bei den Schwaben bist du gut aufgehoben. Und so war es auch. Abends war unsere Schwester die letzte und morgens die erste und in den meisten Nächten war sie auch da. Sie kam gerufen und ungerufen, um Not zu lindern und Trost zu spenden. Unsere Schwester fand keine Zeit, müde zu sein. Sie bettete jeden Kranken, wie es ihm am bequemsten war, behandelte alle mit derselben Freundlichkeit und hatte immer und für jeden ein freundliches Wort. Um einem Kranken einen Wunsch zu erfüllen, war ihr kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß. Die Liebesgaben verteilte sie ganz unparteiisch und mit Freuden. Mir, dem die rechte Hand den Dienst versagte, ließ sie die übrige, und andere, die nicht gehen konnten, unterstützte sie beim Gehen. Doch fehlte es unserer guten Schwäbin auch nicht an Energie. Einem Schwerverwundeten, dem strenge Diät verordnet war, versagte sie standhaft, was für ihn nicht taugte. Sie trug ihre Frömmigkeit nicht zur Schau und war immer heiter und guten Mutes, was mir besonders wohlgefiel. Unter den katholischen und evangelischen Kranken machte sie keinen Unterschied und pflegte alle mit der gleichen christlichen Liebe. Im gleichen Sinne verrichtete auch unser getreuer Krankenwärter unverbrossen täglich seine Pflicht, uns, wenn irgend möglich, jeden Wunsch, jede Bitte gewährend. Am letzten Tag der Reise sammelten wir uns ums Harmonium, spielten und sangen noch Ernstes und Heiteres und unsere Wohltäterinnen nahmen für kurze Zeit auch teil daran und freuten sich mit uns. Das Reiseziel war erreicht, wir wurden ausgeladen, und ich fand kaum Zeit, meiner getreuen Pflegerin einen flüchtigen Dank zuzuwinken. Möge ein gutes Gewissen und das Bewußtsein, ihre Pflicht voll und ganz erfüllt zu haben, Lohn für ihre Guttat sein.

(Blätter aus dem Stuttgarter Diaconissenhaus.)



## Der Stand unserer Arbeit am 1. Januar.

Obwohl unser Jahresbericht im Oktober nähere Einzelheiten bringt, ist unseren Freunden doch gewiß folgende kurze Uebersicht über den Stand unserer Arbeit zur Jahreswende von Interesse. Die Schwesternschaft bestand am 1. Januar aus 60 Diaconissen, 1 Hilfschwester, 20 Probeschwestern und 2 Diaconissenschülerinnen. Von diesen sind 41 in Hospitälern tätig, 11 in der Lankenau-Schule, drei im Kindergarten, 5 in zwei Altenheimen, 2 im Labor-Kinderheim, 1 in der Kensington Dispensary für Lungenkranke, 5 in Gemeindepflegen und die übrigen sind anderweitig beschäftigt außer dreien, die im Ruhestande sind. Um den an uns herantretenden neuen Forderungen einigermaßen genügen zu können, sollten wir auf etliche Jahre hinaus wenigstens um zehn Schwestern jährlich zunehmen. Im Altenheim befanden sich am 1. Januar infolge mehrerer Todesfälle nur 44 Personen, darunter fünf Ehepaare. Nur 6 Insassen waren unter 70 Jahren alt, 12 dagegen über 80. — Das Kinder-Hospital schließt sein Berichtsjahr am 31. Dezember. Seit Eröffnung dieses Hospitals am 15. Mai 1889 wurden hieselbst 14.706 Kinder aufgenommen, davon 981 im Jahre 1915, darunter 36 Unglücksfälle. Von diesen 981 zahlten 304 den üblichen Satz, 302 steuerten etwas bei und 375 wurden frei verpflegt. Von den 57 Todesfällen traten 14 ein innerhalb 24 Stunden nach der Aufnahme. 701 Operationen wurden vollzogen an den 821 chirurgischen Fällen; 160 Kranke waren medizinische Fälle. In der Dispensary oder Poliklinik wurden 3561 arme Kinder 19.367 Male behandelt, nämlich 1546 chirurgische und 939 medizinische Fälle, 817 Ohren-, Nasen- oder Hals- und 259 Augenleiden. Durch die seit etlichen Jahren bestehende Regel, daß die chirurgischen Patienten, wenn irgend möglich, bei jeder Behandlung 10 Cents beisteuern zu unseren Auslagen für Verbandstoffe, gingen im letzten Jahre \$1346.50 ein. Die Gesamtausgaben der Anstalt, abgesehen von der Lankenau-Schule, beliefen sich auf \$52,152.48, die durch Einnahmen von Pflegegeldern und durch Zinsen der von Herrn Lankenau hinterlassenen Fundierungsgelder gedeckt wurden, was uns angesichts der Verteuerung fast aller Lebensbedürfnisse mit herzlichem Dank gegen Gott erfüllt.

In dieser Sitzung wurde auch die Resignation des seit Dezember 1913 unserem Verwaltungsrat angehörenden Bankiers, Herrn E. Clarence Miller, mit tiefem Bedauern angenommen und ihm unser Dank für seine Dienste wie auch für sein ferner uns zugesichertes Interesse ausgesprochen. Nach Rücksprache mit uns schied er nämlich von unserem Verwaltungsrate aus, um die Wahl als Glied der Publikationsbehörde unseres General-Konzils anzunehmen, die angesichts besonders großer finanzieller Unternehmungen seines Rates und Bestandes noch mehr bedarf als unser Mutterhaus. An seine Stelle wurde einstimmig Herr Peter Woll jr. gewählt, ein in der hiesigen Geschäftswelt geachteter Fabrikant, der aber ganz besonders für die Innere Mission ein warmes Herz hat und deshalb auch gern Herz und Hand bietet zur Förderung der Diaconissensache. Wir haben da-

mit durch Gottes Gnade guten Ersatz gefunden für Herrn Miller, dessen reges Interesse für die verschiedenen Zweige der Reichsgottesarbeit auch in weiteren Kreisen bekannt ist. Ueberhaupt schätzt sich unser Mutterhaus glücklich, einen Verwaltungsrat zu haben, der hervorragende Männer zu solch wichtiger Arbeit in rechtem Verständnis und Geist vereint.

Für 1915 wurden die bisherigen Beamten einstimmig wieder-erwählt, nämlich Herr Richter William H. Staake als Präsident, Herr Gustav A. Schwarz als Vize-Präsident und der Anstaltspastor als Schriftführer. Herr Edmund R. Teubner ist schon seit Jahren der Schatzmeister unseres Mutterhauses, in welchem Amte er sich mit großer Treue und Weisheit bewährt. Dafür wurde ihm durch einen besonderen Beschluß herzlichst gedankt.

Der treue Heiland, dem wir ja zu dienen suchen, erhalte uns diese Männer noch auf viele Jahre und fördere das Werk unserer Hände bei uns zu seiner Ehre!

---

### Anstaltschronik.

---

Seit dem letzten Bericht ist der Tod aufs neue in unserem Altenheim eingekehrt. Es starb am 22. Januar Frau Elisabeth Steinmann im Alter von 88 Jahren. Sie war 15 Jahre bei uns gewesen. Am 4. Februar folgte ihr die fast 80 Jahre alte Frau Caroline Unverzagt, die erst am 13. Juni 1911 zu uns kam, und am 5. Februar die fast 90jährige Frau Elisabeth Reeves. Sie war 14 Jahre im Altenheim gewesen. Für die beiden letzten, die ihre Pilgerfahrt hier beendeten, fand in unserer Kapelle am 8. Februar ein gemeinsamer Trauergottesdienst statt.

---

Frau Caroline Berger zog am 29. Januar in unser Altenheim ein und Frau Minnie Raimann am 10. Februar. Möge es ihnen ein trauliches Heim werden und ihr Lebensabend ein heller und freundlicher sein.

---

Schon zum zweitenmal seit dem Bestehen des Altenheims durften Ansassen in demselben ihre goldene Hochzeit feiern; diesmal Herr Georg Holzhauser und seine Ehefrau Julie, geb. Heckmann. Es traf sich schön, daß der 6. Februar ein Sonntag war, so daß im Hauptgottesdienst die Gemeinde der beiden Jubilare fürbittend gedenken konnte.

---

Am 1. Februar begleitete Frau Oberin etliche erholungsbedürftige Schwestern nach Cape May Point. Diese sollten unter der Obhut von Schwester Friederike Ostermann einige Wochen in der im Sommer als Ferienhaus für die Schule dienenden Cottage zubringen. Man war gespannt zu erfahren, ob das Haus auch in Winterfalte behaglich sein würde, und da es gleich tüchtig kalt wurde, war dazu gute Geseeenheit. Die Nachrichten lauten recht zufriedenstellend, so daß man hoffen darf, das im letzten Sommer erworbene Eigentum werde auch in dieser Beziehung gute Dienste leisten.



# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

März 1916.

No. 3.

Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luc. 18, 31.

Dieses Wort Jesu an seine Jünger schreibt die Kirche über den Eingang zur Passionszeit; ein rechter Christ schreibt es auch gern über sein ganzes Leben. Jesus führt die Seinen gewöhnlich doch erst den Leidensweg, der freilich nicht mündet in das abtrünnige Jerusalem Israels, sondern an den Pfortentoren des Jerusalem, „die da ist unser aller Mutter“, die ewige Heimat aller Gotteskinder. Wie aber die Jünger Jesu Leidensverkündigung nicht fassen konnten, so bleiben manchem heute noch Gottes Wort und Wege rätselhaft; er wird sie erst verstehen, wenn alles vorüber ist und der Herr alle Tränen abgewischt und einen klaren Blick gegeben hat. Den Jüngern ging das Verständnis ab, weil das Leiden und Sterben des Herrn ihren Erwartungen schnurstracks zuwider war. Ihre Pläne stimmten nicht mit Gottes Plänen. Wären sie ganz ohne Vorurteil und Eigenwillen gefolgt, so wäre ihnen Jesu Leidensgang sofort ein umso größerer Segen gewesen und ihnen wenigstens des Schmerzes Bitterkeit erspart geblieben. Das liegt aber auch in dieser Führung hinauf gen Jerusalem, — die Vernichtung rein irdischer, menschlicher Gedanken und Hoffnungen. Wohl dem, der damit von vornherein rechnet, wenn er Jesu Ruf und Führung folgt! Jesus geht voran. Er tritt schützend zwischen die Seinen und die Rote und erhält die Seinen, ob er nachher sie gleich sendet wie Schafe mitten unter die Wölfe. Er hat für sie gebeten, daß in der schwersten Anfechtung ihr Glaube nicht aufhöre und hat für alle Zeiten das Wort gesprochen: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Selbst der Menschen Bosheit muß den Seinen zum Heil gereichen und die Verfolgung zur Ausbreitung seines Reiches dienen. Gerade auf der Höhe ihres Triumphs, bricht Gott der Feinde Macht. Wir werden deshalb weder innerer Anfechtung noch äußerem Leiden erliegen müssen. Der Herr führt uns unfehlbar und sicher hinauf gen Jerusalem, in die Stadt des Friedens, der ewigen Wonne, der seligen Gemeinschaft aller, die aus großer Trübsal gekommen sind und überwunden haben durch des Lammes Blut. Darum gilt's, im Leiden nicht weich und bei schweren Führungen nicht mutlos werden. Der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden zu unserem Heil und seiner Ehre!

## Segnungen des Krieges.

(Fortsetzung.)

Wie haben sich nun die Arbeiterinnen des nationalen Frauenvereins in ihrer Arbeit bewährt? Wir waren besonders gespannt, wie sich das Zusammenarbeiten mit den sozialdemokratischen Frauen gestal-

ten würde. Es übertraf weit unsere Erwartungen. Wo sich Schwierigkeiten zeigten, wurden sie immer zum Vorteil der Arbeit gelöst. Oft waren die sozialdemokratischen Mitglieder besser befähigt, die Hilfsbedürftigen zu verstehen als die Frauen der bürgerlichen Parteien; doch fehlte es ihnen häufig an der Objektivität des Urteils. Beide Parteien lernten von einander und ergänzten sich gegenseitig. Meinungsverschiedenheiten gab es natürlich genug. Die hätten auch nicht gefehlt unter den Gliedern derselben Partei. Aber man verstand sich bald wieder. Der vaterländische Frauenverein ist stolz darauf, daß er als eine der ersten Organisationen dem Worte des Kaisers entsprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“

Eine andere Frage ist: Wie arbeiten Männer und Frauen zusammen? Sie hatten nicht überall gemeinsame Beratungen. Die Männer wünschten häufig, ihre Konferenzen allein zu halten; den Frauen wurde hernach das „Nötigste“ mitgeteilt. Aber wo immer die städtische Kriegskommission mit dem vaterländischen Frauenverein gemeinsam beriet, wie z. B. in dem Komitee, zu welchem zu gehören ich das Vergnügen habe, zeigten sich gewisse Züge, die als typisch angesehen werden können. Die Frauen waren unternehmend, die Männer zögernd; die Frauen drängten vorwärts, die Männer waren vorsichtig und berechnend. Die Frauen unterschätzten oft die Schwierigkeiten, die Männer sahen sie öfters durch das Vergrößerungsglas. Im ganzen jedoch war die Zusammenstellung eine sehr glückliche. Das Neue der Lage verlangte einerseits Unternehmungsgeist und Wagemut, andererseits war es gut, daß wir öfters verhindert wurden, Dinge zu unternehmen, die nicht praktisch oder zu kostspielig gewesen wären. Eine Frage von großer Wichtigkeit war, wie sich die freiwilligen Selbsterinnen bewähren würden, die sich vom ersten Tage an zur Mithilfe herbeidrängten. Sie kamen von allen Bevölkerungsklassen und jedem Alter: Hausfrauen, die glaubten, die nötige Zeit erübrigen zu können, Töchter, die plötzlich die Leere ihres bisherigen Lebens fühlten, studierte Frauen, die ihre Beschäftigung nun während des Krieges aufgeben wollten oder mußten — alle wünschten mitzuhelfen bei der Arbeit. Viele wurden angestellt; im September vom Berliner Zweig allein 600 neue Assistenten. Sie haben sich glänzend bewährt und wir wissen, daß sie aushalten werden, bis der Krieg zu Ende ist. Die Arbeit ist keineswegs leicht, sondern reich an Mühe, Zeitverlust und Enttäuschungen. Trotzdem haben viele innere Befriedigung und Belohnung in dieser Arbeit gefunden.

Und was war unsere Erfahrung mit den Soldatenfrauen? Das erste, was uns auffiel, war die ergreifende Willigkeit, mit der sie einander beistanden, besonders während der ersten zwei Wochen, wo die Kriegasunterstützungen noch nicht flüssig waren und bittere Not in manchen Familien herrschte. Aber Freunde und Nachbarn halfen einander in wirklich bewundernswürdiger Weise. Andererseits machten wir die Entdeckung, daß die Frauen noch viel zu lernen haben in systematischer und sparsamer Führung ihres Haushalts.

Alle diese Erfahrungen bestärken uns aufs neue in der Ansicht, daß ein Dienstjahr für Frauen ein wirkliches, dringendes Bedürfnis ist. Jedes Mädchen sollte zwischen ihrem 14. und 20. Jahre dazu



verpflichtet sein. Das erste Halbjahr sollte den einfachsten, allgemeinen Haushaltsarbeiten gewidmet sein. Im zweiten Halbjahr könnten dann die Einzelnen in verschiedenen Zweigen praktischer Arbeit noch besonders geschult werden. Die Verwirklichung dieses Planes würde eine Menge Vorteile in sich schließen. Erstens würden wir ein Jahr physischer Kräftigung und Schulung für unsere Mädchen gewinnen. Zweitens würde dieses Jahr auch für die Schülerinnen der höheren Schulen sehr nützlich sein. Sie werden in den nächsten Jahren doch jedenfalls auf das bisher so beliebte Jahr in einer „finishing school“ in Brüssel, Eastbourne, oder Paris verzichten müssen. Drittens, wir brauchen für die Erziehung unserer Frauen, was ihnen so oft fehlt, mehr Disziplin — sogar mehr Drill. Sie sollen Teil haben an dem viel verachteten Militarismus, der jetzt so herrliche Früchte für uns bringt. Wir glauben, daß die nötige Unterordnung, der unbedingte Gehorsam, die Pflichterfüllung und Genauigkeit bis ins Kleinste ebenso wertvoll sind für die Zukunft unserer Töchter, wie für diejenige unserer Söhne. Viertens, jederman, der im Heer dient, betrachtet es als einen Vorteil, daß ihn das Dienstjahr mit den verschiedenen Massen der Bevölkerung in Berührung bringt. Es bereichert seine Erfahrung und erweitert seinen Gesichtskreis. Die Frauen würden denselben Gewinn haben, sie würden ein besseres Verständnis gewinnen, das in tausend Fällen die Klust zwischen ihnen und ihren Schwestern überbrücken würde. Wie oft ist z. B. das Dienstbotenproblem nur darum ein solches, weil die Hausfrau keinen Begriff hat von dem Leben und den Gedanken ihrer Dienerschaft.

Der Haupteinwand gegen den Plan ist, daß er zu kostspielig ist. Daß er sehr viel Geld kosten wird, ist außer Frage; aber nur das ist zu teuer, das mehr kostet als es nützt. In diesem Sinn ist das Dienstjahr nicht zu teuer.

Noch müssen wir der Frauen gedenken, die in aller Stille ihren Platz in ihrem Heim ausfüllen. Gewiß tun sie nicht weniger als die draußen arbeiten, denn ihr Dienst ist von der allergrößten Wichtigkeit. Werden in jeder Familie die Haushaltsfragen in rechter Weise gelöst, so sind sie es für das ganze Reich. Dabei sollte in jedem Hause ein offenes Auge für die Nutzenstehenden sein, mit denen man im Haushaltsbetrieb in Berührung kommt, z. B. die Waschfrau, der Zeitungsjunge usw. Viele Fälle von Not und Hilflosigkeit schlüpfen durch das dichteste Netz sozialer Fürsorge. Hier ist das Feld für private Wohltätigkeit. Würde jedes Haus darin das Seine tun, das wäre die wirksamste Unterstützung öffentlicher Hilfeleistung. Wir alle fühlen jetzt ganz besonders das Bedürfnis nach Licht und Wärme, wir schließen uns enger aneinander und versuchen uns gegenseitig zu stützen. Darum muß das Haus eine Quelle von Licht und Wärme sein für alle, die aus Kälte und Dunkelheit in dasselbe treten.

Damit berühren wir den tiefsten Punkt in dem Problem „Der Krieg und die Frauen“. Dieses Problem kann nur durch moralische Kräfte gelöst werden. Wir können nicht die Schrecken des Krieges aus der Welt schaffen, aber wir können manchen Dorn abbrechen. Zum Beispiel, wir sollten lernen in dieser Zeit unseren Mitmenschen

mit besonderer Bartheit und Rücksicht zu begegnen. Jederman von uns hat jetzt Wunden zu tragen, manche sind sichtbar und unseren Freunden bekannt, von anderen weiß niemand. Sie schmerzen umso tiefer. Und weil wir nicht wissen, wie viel unsere Nachbarn links und rechts leiden, muß die zarteste Rücksicht walten. Jedes unfreundliche Wort ist jetzt doppelt unfreundlich, jede raue Berührung doppelt rauh. Das meint aber nicht sentimentale Weichlichkeit. Wir brauchen einen unbezwinglichen Optimismus. Und wenn wir jede Nacht darum ringen müssen, jeder Morgen sollte uns aufs neue frisch, entschlossen, ja sogar heiter sehen. Wenn gesagt wurde, es würde schließlich die Nation gewinnen, welche die besten Nerven hat, so gilt das nicht nur von denen draußen in den Schützengräben, sondern auch von denen daheim. Ein steter Strom des Vertrauens und der Zuversicht muß von uns zu denen draußen fließen. Niemand sage uns, Hoffnung sei die Stütze der Schwachen. Wir glauben, daß sie ein Ausdruck der Stärke ist. „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.“

Es war immer unsere Ueberzeugung, daß die Hauptaufgabe der Frauen die Erziehung des kommenden Geschlechtes ist. Im höchsten Grad wird dies die Aufgabe der Frauen der Gegenwart sein. In zahllosen Häusern müssen die Knaben und Mädchen jetzt nur unter weiblichem Einfluß aufwachsen. Alle Fähigkeiten der Frauen sind in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen. Die Frauen unserer Zeit sind stolz darauf und dankbar dafür, daß ihnen Bildungsmittel zugänglich gemacht werden, von denen sich frühere Generationen nichts träumen ließen. Jetzt muß sich zeigen, was wir gewonnen haben. Nur in dem Maße als das Erworbene dem kommenden Geschlecht zugute kommt, kann es als wertvoll geschätzt werden.

Unsere Soldaten gehen in den Tod für die Ideale, die dem deutschen Herzen teuer sind. Die deutsche Frau, wie sie sein soll, gehört auch zu diesen Idealen. Unsere Verantwortlichkeit wächst mit jedem Flügel, der sich auf den Schlachtfeldern in Frankreich und Rußland wölbt. Wir müssen dafür sorgen, daß das Blut der Edlen nicht vergebens fließt. Wir müssen das sein, als was wir unsern Besten auf den Schlachtfeldern in ihren besten Stunden erscheinen; nur dann können wir ohne Bitterkeit trauern um unsere Toten, nur dann haben wir ein Recht, die Lorbeerzweige darzubringen den heimkehrenden Siegern.“

Soweit Dr. Harnack. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in ihren Ausführungen den Ausdruck der Stimmung sieht, die jetzt die deutsche Frauenwelt erfüllt. Was aber ist das Ideal, das ihnen in der Zeit bitterer Not zum alles beherrschenden geworden ist? Es ist das Ideal des Dienens in hingebender, selbstloser Liebe; und das ist auch das Diakonissenideal. Daß so viele Frauen in dieser schweren Zeit darin einen neuen Inhalt ihres Lebens gefunden haben, darf auch zu den Segnungen des Krieges gerechnet werden.

### Aus europäischen Diakonissenhäusern.

Dieselben sind natürlich alle mehr oder weniger durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Alle haben einen Teil ihrer Schwestern



zur Pflege der Verwundeten abgegeben. Das verursacht manche Lücke in der Besetzung der regelmäßigen Arbeit. Auch sind eine Anzahl Schwestern in der Ausübung des anstrengenden Dienstes erkrankt. „Die Krieger wissen es zu schätzen, daß die Schwestern draußen pflegen. Zum Teil tun sie ihren Dienst unter dem Donner der Kanonen, nicht fern von den kämpfenden Heeren.“ Das Diakonissenhaus in Karlsruhe bittet die in der Heimat, daran zu denken, „wenn das Entbehren von Schwesternhilfe in Krankheitsfällen schmerzlich empfunden wird.“

Doch muß die regelmäßige Arbeit, so gut es geht, weitergeführt werden. Speier meldet 29. Eintritt in letzten Jahr, dem aber ein Verlust von 19 gegenübersteht.

Für die verwundeten und kranken Krieger wurden überall besondere Weihnachtsfeiern veranstaltet. Davon wird aus dem Stuttgarter Diakonissenhaus berichtet: „Wie voriges Jahr lagen unter dem Christbaum die Schwerverwundeten auf ihren Liegestühlen und schauten freudig bewegt in die strahlende Pracht des Christbaums, während die anderen rechts und links die sechs ersten Kirchenbänke füllten. Die Verlesung des Weihnachtsevangeliums und Ansprachen wechselten mit Gesängen der Gemeinde, eines Soldaten- und eines Schwesternchors. Nachher eilte, was gehen konnte, mit den in patriotischen Farben leuchtenden Päckchen im Arm, seiner Abteilung zu, wo dann beim Auspacken die Freude über all die nützlichen und niedlichen Dinge lebhaften Ausdruck fand. Eine gütige Hand hatte jedem Feldgrauen ein schönes Neues Testament auf sein Tischchen legen lassen, das auf dem Deckel in goldenen Buchstaben die Inschrift „Weihnachten 1915“ trug. Man kann die schönen Büchlein bei manchen schon in fleißiger Benützung sehen.“

Von den Mühseligkeiten der Arbeit auf den Etappenstationen bekommt der durch Wasserleitung und dergleichen Bequemlichkeiten verwöhnte Mensch einige Vorstellung, wenn es in einem Schwesternbericht heißt: „An Arbeit fehlt es uns zurzeit nicht, doch ist es mehr Hausaltungsarbeit. Früher durften die Offiziere ihre Burschen mitbringen, jetzt ist es verboten, und so bin ich Mädchen für alles: Dienen, Zimmeraufwaschen usw. Das ist ja nicht schlimm, nur etwas erschwert, weil wir alles Wasser am Fluß holen und wieder dahin tragen müssen.“

Von einem Gottesdienst draußen im Osten erzählt eine der Stuttgarter Schwestern: „Am Sonntag durfte ich den Hauptgottesdienst in der Stadtkirche besuchen. Dazu laden keine Glocken mehr ein; die Russen haben sie alle mit fortgenommen. Die Gottesdienste werden durch große Plakate bekannt gemacht. Ich kam viel zu spät und mußte unter der Tür stehen bleiben, denn die Kirche war überfull, meist von Militär. Kräftig erscholl der Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott“, dann folgte ein freies Gebet des Feldgeistlichen und eine gewaltige Predigt. Zum Schluß hieß es: „Spalier stehen, Hindenburg kommt mit seinem Stab!“ Auch Prinz Joachim war dabei. Hindenburg sah recht ernst aus, als er aber uns Schwestern so dastehen sah, mußte er lächeln.“

**Karlsruhe** meldet den Rücktritt seiner Oberin, Schw. Sophie

Stiehl. Sie legte wegen schweren Herzleidens ihr Amt nieder. An ihre Stelle trat Schw. Luitgart, Gräfin zu Solms-Laubach, die seit einer Reihe von Jahren als Johanner-Schwester die Diakonissenarbeit kennt und sich zuletzt in den deutschen Lazaretten in Polen betätigt hatte.

Eine Schwester aus dem Diakonissenhaus Friedenshort in **Niedhowitz**, Oberschlesien berichtet aus ihrer Arbeit bei der Einrichtung und dem Betrieb von Soldatenheimen in Rußland. Auch für Belgrad, Semendria und Konstantinopel sind solche geplant. Sie nennt es „eine herrliche und notwendige Missionsarbeit,“ und fügt hinzu: „Wenn wir den Soldaten, die die Heimat so sehr entbehren, die Heimat bringen, ihnen deutsche Sauberkeit, Gemütlichkeit, deutsches Leben hinaustragen, dann ist das Vaterlandsdienst, und wir helfen die Soldaten vor den Gefahren schützen, die überall ihre Schlingen und Fangarme ausstrecken und denen gerade die Heimwehrkranken leicht erliegen.“ Den Betrieb in dem Heim in Bialystock beschreibt sie folgendermaßen: „Das Heim öffnet um 7 Uhr seine Pforten und bald sitzen Soldaten an allen Tischen hinter dampfenden Kaffee- oder Teetassen. Für 10 Pfennige (2½ Cents) bekommt einer eine große Butterbutter, für 20 Pfennige eine belegte. Wenn die Post mit der 24 Stunden alten Berliner Zeitung um 10 Uhr kommt, sind im Lesesaal schon alle Plätze voll. Die Tische im Spiel- und Schreibzimmer werden den ganzen Tag nicht leer. Der gewöhnliche Wochentag bringt im Durchschnitt 800 Poststücke. Geessen und getrunken wird den ganzen Tag und auch geschlafen. In einem verborgenen Zimmer sind einige Betten, die selten leer sind. Auch für die Nacht begehrt manch einer ein solches, und oft sind 2 und 3 mehr da als Betten. Dann liegen sie in den Zimmern, oft furchtbar unbequem, aber so dankbar, und träumen gewiß von daheim. Neulich lag einer in einem Schaukelsstuhl und Rohrstuhl in einer fast unmöglichen Stellung, aber er sah so zufrieden aus. Die Nachtplätze sind oft schon mittags vergeben, über manches Gesicht fliegt ein Sonnenschein bei der Aussicht auf eine ruhige Nacht.“

Das Mittagessen ist täglich eine große Schlacht. Unangemeldet und furchtbar hungrig kommen sie von 12—3, ja halb 4 Uhr, und wie manchmal kommt aus der Küche die Botschaft, jetzt seien nur noch 10 Portionen da. Die liebe deutsche Köchin bringt es dann aber doch nicht fertig, auch nur einen Grauen hungrig zu lassen, und ich erlebte zwei besonders große Tage, an denen ich nicht nur die 10 letzten, sondern nachher noch die 13 allerletzten Portionen verteilen durfte. Und dann kam das Fräulein und sagte, wenn noch einer käme, würde sie es möglich machen, ihn auch noch zu speisen. Der Kaffeeapparat ist den ganzen Tag im Gang und fördert die Gemütlichkeit schon durch seinen Duft. Eine sehr nette Einrichtung ist die sogenannte kriegsstarke Portion für die doppelt Hungrigen. Wer nur für die einfache Geld hat (20 Cents), bekommt sie vom Liebesgabenfonds, den das Heim hat. Einen Hungrigen zu sättigen ist eine große Freude. Man geht in den Pausen des Austeilens umher und spricht mit den Einzelnen. Da kann man den Leuten viel Liebe erzeigen. Neulich kam schnell ein Wachtmeister. Er hatte einen Gefangenen transportiert und



keine Zeit, da gab er mir die Adresse seiner Frau, 30 Mark und zwei Tafeln eilig gekaufter Schokolade. Ich sollte es an die Frau senden und auf die eine Tafel schreiben: meiner lieben Mimi zum Geburtstag, auf die andere: für die Jungs, Mimi habe Geburtstag und werde neun Jahre alt.

Jeden Abend gibt es einen Vortrag und jeden Mittwoch ist Diskussionsabend, immer voll und sehr beliebt. Ich erlebte: Schwäbischen Niederabend, Wind und Wetter von einem Geologen und Mathematiker, humoristischen Abend, Reuterabend, „Daheim und Draußen“ von Pastor Th., Schiller-Abend, den ausgezeichneten Vortrag vom Grafen L. über den Südost-Kriegsschauplatz. Zugehört habe ich nur bei diesem und Pastor Th., sonst hatte ich keine Zeit. Der Rabbiner und der kath. Divisionspfarrer sprachen auch. Um 8 Uhr ist jeden Abend kurze Andacht und Sonntags Bibelfunde, immer sehr besucht. Zuweilen spielt auch einer ein Lied auf dem Harmonium und andere singen dazu. Man sieht kein Plakat mit „Verboten“, das ist nicht notwendig. Das Piano im Spielzimmer wird auch sehr eifrig benutzt.

Im Heim No. 4 in Praga haben wir 2 recht gute Klaviere und ein großes Harmonium. Die Einrichtung dieses Heims ist nahezu vollendet. Es wird, so weit wir sehen, das gemüthlichste, und die Landskürmer dort freuen sich schon. Der Russenschmutz war unbeschreiblich, aber nach sechs Stunden fester Arbeit mit Gefangenen, Soldatenhandwerkern und Scheuerfrauen blühte schon ein ganz anderer Grund. Wenn der Pope, der dort wohnte, die Wohnung jetzt sähe! Alles zum Träumen verwandelt. Defen neu gesetzt und die Möbel — die früher bei General Mnasow standen — für die Barbaren hingebracht.

Slonin und Wolkowost, später Baranowitschje sind uns aufgetragen, wir können aber nicht hin, die Bahn ist noch nicht fertig. So Gott will, fahren Pastor Th. und ich heute Abend nach Grodnow. Aber hier draußen ist nie etwas gewiß, und plötzlich findet sich dann andere Arbeit.”

Das Diakonissenhaus Bethanien zu **Kreuzburg** in Oberschlesien liegt gar nicht weit von der russischen Grenze. Ein russischer Einfall schien fast unvermeidlich, und man hatte sich schon „unter Zitern und Zagen“ fertig gemacht, auf den Bergen Zuflucht zu suchen. Es war nicht nötig und der Jahresbericht rühmt mit innigem Dank gegen Gott (wir danken es ihm tausendfach und werden es ihm noch danken, so lange unser Blut im Laufe geht), daß die Arbeit weiter gehen konnte und die schöne Anstalt nicht dem „grimmigen Feinde“ überliefert werden mußte.

Es läßt sich denken, daß man sich unter diesen Umständen mit ganz besonderer Hingabe der Hülfeleistung bei den Verwundeten widmete. Das Lazarett des Diakonissenhauses erhielt immer diejenigen die die schlimmsten Verletzungen hatten, weil es das einzige in der Umgegend war, das einen Röntgenapparat besitzt. Von der Arbeit sagt der Bericht: „Was ist das für eine dankbare Arbeit, wenn wir also denen dienen können, die mitgeholfen haben mit dem eigenen Leben, dem Vaterland die Freiheit zu erhalten. Und wie beschämend war es manchmal für uns unter solchem Dienst. Denn trotz der argsten Wunden, die sie aufzuweisen hatten, und trotz der langen Fahr-

ten, die vom Schlachtfeld her hinter ihnen lagen, haben wir doch nie Klagen aus ihrem Munde vernommen. Geduldig warteten die letzten bis die Reihe an sie kam. Und wenn sie dann ihrer schmutzigen Sachen entledigt, in der Badewanne gereinigt, vom Ungeziefer befreit, mit einem neuen Verband versehen und durch Speise und Trank erquickt, in sauberen Betten lagen, dann war es eine echt kindliche Freude, die die harten Männer erfüllte, und dann bekamen wir Gesichter zu sehen, wie sie in Friedenszeiten die Patienten nur selten zur Schau tragen." Es war ernste Arbeit, denn die Transporte kamen zu jeder Tag- und Nachtzeit, aber es war befriedigende Arbeit. Leider kam immer nur zu schnell der Befehl zum Weitertransport nach dem Inneren des Vaterlandes, weil die jüngsten Schlachten neue Wunden geschlagen hatten, die schneller Hilfe bedürftig waren.

Länger blieben die Typhuskranken, die in der Typhusbaracke und in unserem Isolierhaus Aufnahme fanden. Beispiele rührender Dankbarkeit hat uns diese Arbeit eingetragen und uns in den Genesenen, die wir mitunter monatelang hegen und pflegen durften, einen reichen Lohn für alle ausgestandene Angst und Sorge gebracht. Gern gedenken wir dabei der Pfleglinge, die bei uns Einkehr hielten, als wir unter österreichisch-ungarischem Kommando standen, die sich ihr Leiden auf dem serbischen Kriegsschauplatz geholt hatten. Manchen von ihnen mußten wir trotz sorgsamster Pflege die Augen zur letzten Ruhe zudrücken und ihren Leib auf dem hiesigen Gottesacker in fremde Erde legen, ohne daß wir ihnen trotz des Dolmetschers ein Trostwort sagen konnten. Manchen sehen wir aber auch neugestärkt wieder hinaus in die Ferne ziehen mit der Zusicherung bleibender Erinnerung und unauslöschlichen Gedenkens. Mehreren mußten wir einige Meter von dem Stoff verkaufen, von dem die Kleider und Schürzen der Schwestern gefertigt sind, weil ihre Frauen in der fernsten Heimat sehen sollten, wie die Schwestern gekleidet waren, denen sie ihre neue Lebenskraft verdankten."

Bethanien in Kreuzburg verlor im letzten Jahre seine Oberin durch den Tod und hat noch keinen Ersatz gefunden. Es zählt 87 Schwestern und besteht seit 26 Jahren.

---

### Anstaltschronik.

---

Seit dem letzten Bericht sind drei Frauen in unser Altenheim eingezogen: am 15. Feb. Frä. Antonie Elsbrecht, am 24. Feb. Frau Katharina Barfin und am 29. Feb. Frau Ernestine Sommer. Mächten sie sich darinnen recht wohl und heimisch fühlen!

In der Schule veranstaltete Schw. Bertha Reiffig eine wohlgeplungene patriotische Feier zu Ehren der Geburtstage von Lincoln und Washington, und am 6. März gab die Unterabteilung der Klavierschülerinnen, die unter Schw. Theklas Anleitung sich der edlen Kunst widmet, ein Konzert. Infolge eines Schneesturmes konnten nur wenige Zuhörer kommen, was wir um der Kinder willen sehr bedauerten, denn das Interesse, das ihren Bemühungen geschenkt wird, ist als Sporn und Ermutigung ihrer Arbeit von uns hochgeschätzt.



# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

April 1916.

No. 4.

Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? (Luc. 24, 26.)

Leiden — Herrlichkeit, welch wunderbarer Wechsel! Zuerst geht den Jüngern nichts schwerer ein, als daß Jesu irdische Laufbahn am Kreuze enden soll. Sie haben von ihm die Aufrichtung des Reiches Israel, also eine Machtentfaltung und Majestät erwartet, wie sie von den Propheten im Blick auf die Endzeit geweissagt ist; doch mit seinem Kreuzestode sind alle ihre Hoffnungen vernichtet. Nur seiner besonderen Fürbitte haben sie es zu danken, daß sie in jener Nacht, da sie sich alle an ihm ärgerten, nicht auch wie Judas Opfer der Verzweiflung wurden. Und dann wieder eine unfaßliche Wendung. Die frommen Weiber kommen in der Osterfrühe vom Grabe geeilt und berichten von Engelserscheinung und Botschaft, er sei auferstanden von den Toten. Doch der Bann liegt noch auf ihren Herzen „und es dächten sie ihre Worte eben als wären es Wahrlein und sie glaubten ihnen nicht.“ Später bestätigen andere dasselbe, doch wie die Emmaus-Jünger gehen auch die übrigen zwischen Furcht und Hoffnung dahin und glauben nicht, bis der Herr, durch sein persönliches Erscheinen alle Zweifel niederschlägt und der Gewißheit und Freude Bahn bricht. Jetzt erfährt sie aber die Freude mit solcher Macht, daß ihnen kein Weg zu weit, keine Mühe zu viel, keine Furcht zu mächtig ist. Als Boten ihres vom Tode erstandenen Herrn eilen sie zuerst zu den noch trauernden und zweifelnden Brüdern und setzen dann mit ihnen den Weg fort bis an die Enden der Erde, allen Menschen zu Liebe, allen Teufeln zum Trost. Doch die Freude über den wunderbaren Wechsel von Jesu Kreuzestod und Auferstehung genügt nicht zur Erklärung der kaum weniger wunderbaren Veränderung, die über die Jüngerſchar gekommen ist und aus ihnen weltüberwindende Zeugen gemacht hat. Auf dem Wege nach Emmaus und am ſelben Abend im Jüngerkreiſe zu Jeruſalem und wiederholt in jenen ſolgenden vierzig Tagen hat der Herr ſelbſt ihnen das Verſtändnis erſchloſſen für die Himmel und Erde bewegende Bedeutung ſeines

Sterbens und Auferstehens. Statt Erbitterung über der Obersten Bosheit, weil sie frevelnd Hand an ihn gelegt, lernen sie selbst Buße tun und bekennen, „daß er unsere Sünden selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz“, und daß wir erlöst sind „mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“ Ohne solche Erkenntnis, ohne solchen Glauben blieben Karfreitag und Ostern nur Gedächtnistage herzbeweglicher Ereignisse. Nun aber führen sie uns alljährlich in eindrucksvoller Weise die großen Taten Gottes zu Gemüte, auf denen unser ewiges Heil, aber auch schon unser zeitliches Glück beruht. Als solche, die von Christo erlöst und mit ihm vom Tode zum Leben hindurch gedrunken sind, halten wir dann auch in schwerster Trübsal still, führt doch der Weg nach Gottes Ordnung und unserem eignen Bedürfnis durch Leiden zur Herrlichkeit. Also nicht nur zur Osterzeit, sondern alle Zeit wollen wir rühmen: Christ ist erstanden! Freue dich, o Christenheit!

---

### Aus den Erfahrungen einer amerikanischen Pflegerin in Deutschland und Rußland.

---

Frl. N. N., eine Pflegerin, die unseren Schwestern bekannt und lieb geworden ist, kehrte am 12. Februar aus Europa zurück und hat uns mancherlei aus ihren Erfahrungen und Erlebnissen erzählt, wofür sich sicherlich auch die Leser des Diakonissenfreundes interessieren werden.

Am 25. Feb. 1915 reiste Frl. N. N. mit einer Anzahl Pflegerinnen und Doktoren von New York ab. Sie gehörte zu der Gruppe, welche das Amerikanische Rote Kreuz den Verwundeten der Zentralmächte zu Hilfe sandte. Das amerikanische Personal wurde auf vier Hospitäler verteilt, in Kosel und Gleiwitz in Oberschlesien und in Wien und Budapest. Frl. N. N. gehörte zu den 9 Pflegerinnen, welche unter der Leitung von 3 amerikanischen Ärzten das Hospital in Kosel in Schlesien übernahmen. Das Hospital war nicht groß, es faßte etwa 75 Patienten, diese waren meist Schwerverwundete, die aus den Karpathenkämpfen kamen. Hier arbeiteten die Amerikaner vom 12. März bis zum 23. September. Frl. N. N. spricht mit großer Liebe von ihren Pfleglingen und weiß viel zu rühmen von ihrer Geduld und Standhaftigkeit im schwersten Leiden, von ihrer Dankbarkeit für alles, was man für sie tat, und ihrem höflichen, rücksichtsvollen Benehmen gegen die Pflegerinnen.

Wie sehr die Liebesarbeit der Amerikaner auf allen Seiten geschätzt wurde, zeigte sich in dem Wettstreit ihnen Freundlichkeit zu erweisen. Als im September ihre Zeit abgelaufen war, gestattete ihnen die deutsche Regierung freie Eisenbahnfahrt nach irgend einem Teil Deutschlands, den sie zu besuchen wünschten. Einen weiteren Beweis ihres Vertrauens gab ihnen die deutsche Regierung, indem sie die Bitte an sie richtete, nach Rußland zu gehen, um sich der gefan-



genen Deutschen und Oesterreicher anzunehmen. In der Hoffnung, das Loß ihrer Gefangenen etwas erleichtern zu können, hatte die deutsche Regierung der russischen wohl durch den amerikanischen Gesandten in Berlin den Vorschlag machen lassen, die in Rußland pflegenden Amerikaner sollten nach Deutschland kommen um nach den russischen Gefangenen zu sehen, und die in Deutschland gearbeitet hatten, nach Rußland gehen zu demselben Zweck. Zuerst wollte die russische Regierung davon nichts hören, doch schließlich nahm sie den Vorschlag an. Die Amerikaner waren gerne bereit zu diesem Liebesdienst. Die Kosten bezahlte die deutsche Regierung u. gab dem amerikanischen Pflegepersonal unbeschränkte Vollmacht an Geld auszugeben, was sie irgend für nötig hielten. 38 amerikanische Pflegerinnen und 12 Doktoren trafen sich in Berlin, um nach Rußland zu gehen. Nach Berlin reisten sie in besonderen Wagen, die ihnen die Eisenbahnverwaltung zur Verfügung stellte. Die Vorstände des Roten Kreuzes empfingen sie daselbst und sorgten für ihre Unterkunft in einem der besten Gasthäuser. Man überreichte ihnen Blumen und Medaillen als Anerkennung ihrer Dienste und zeigte ihnen alle Sehenswürdigkeiten von Berlin. Auch von der Kronprinzessin wurden sie empfangen, die ihnen in vorzüglichem Englisch den Dank des Vaterlandes für ihre Dienste aussprach.

Für die Reise nach Rußland hatte man aufs beste gesorgt. Von Saßnitz auf der Insel Rügen ging es über die Ostsee nach Trelleborg, um über Schweden nach Petersburg zu gelangen. In Trelleborg standen Schlafwagen bereit, sie nach Stockholm zu bringen. Dort begrüßte sie der amerikanische Gesandte aufs herzlichste und erzeigte ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten. Nach drei Tagen genußreichem Aufenthaltes ging es weiter nach der schwedischen Grenzstadt Saparanda, von da über den Grenzfluß hinüber nach Tornea in Finnland. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß dies keineswegs der nächste Weg von Berlin nach Petersburg ist — aber es ist ja Kriegszeit, und dies ist auch der Weg auf dem in umgekehrter Richtung die zurückkommen, die so glücklich sind aus der russischen Gefangenschaft entlassen zu werden. In Tornea wurden die Amerikaner von russischen Offizieren und Schwestern des Roten Kreuzes in Empfang genommen. Die Vorsteherin hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß sie nun, in Rußland angekommen, klüger tun würden, den Gebrauch der deutschen Sprache zu vermeiden, an den sie sich durch den Sommer gewöhnt hatten. Diese ist ja jetzt in Rußland verpönt. Zur allgemeinen Belustigung war sie selbst die erste, die anfang zu den russischen Rote Kreuzschwestern deutsch zu sprechen.

Am 4. Okt. hatte die Gesellschaft Stockholm verlassen, am 10. Okt. gegen Mitternacht kamen sie in Petersburg an. Ein Portier vom Astoria Hotel war der einzige, der sie empfing. Sie blieben eine Woche in Petersburg und sahen sich die Merkwürdigkeiten der Stadt an. Zur Arbeit fand sich keine Gelegenheit. Der amerikanische Gesandte Mayre behauptete, nichts von ihrem Kommen gewußt zu haben, obwohl die Petersburger Zeitungen schon eine Woche

vorher es angekündigt hatten. Der einzige, der sich für sie zu interessieren schien, war Pastor G. A. Simons, ein amerikanischer Methodistenprediger, dessen Kirche die einzige protestantische Kirche in Petersburg war, die man nicht geschlossen hatte. Er hielt die Gottesdienste in englischer und russischer Sprache. Alle Bemühungen Dr. Snoddy's, des Leiters der Expedition (früher Militärarzt in in den Vereinigten Staaten) waren vergebens. Der amerikanische Gesandte, der glücklicherweise seit dem 1. April durch einen anderen ersetzt ist, zeigte sich ebenso gleichgiltig als die russische Regierung unwillig, Erlaubnis zur Aufnahme der Arbeit zu geben.

Endlich verließen sie Petersburg und fuhren weiter nach Moskau, wo sie im Metropole Hotel Absteigquartier nahmen. In Moskau war das große Etappen Hospital, durch welches die meisten Gefangenen passierten. Die Schwerverwundeten blieben da, die anderen wurden von dort nach Sibirien weitergeschafft. Hier hätte es Arbeit genug gegeben, aber es wurde den Amerikanern nicht erlaubt, dieselbe aufzunehmen. Das einzige, was sie tun konnten war, daß sie die Gefangenen mit Decken und Unterzeug versorgten. Die Freude derselben über diese Gaben war rührend, doch machten die Samariter die Entdeckung, daß ihnen das Meiste wieder weggenommen wurde. Der Generalkonsul der Vereinigten Staaten, Mr. Snodgrass, der schon viel für die armen Flüchtlinge getan hatte, bemühte sich sehr, seinen Landsleuten Erlaubnis für ihre Berufsarbeit zu verschaffen. Er sagte, Gelegenheit dazu sei überreichlich vorhanden. Seine Bemühungen brachten ihn nach seinen eigenen Aussagen in Schwierigkeiten mit der amerikanischen Gesandtschaft, die nicht willens war, dieselben zu unterstützen. Er konnte nur durchsetzen, daß den amerikanischen Samaritern gestattet wurde, ihre Gesellschaft zu teilen und je eine Abtheilung nach Saratof, Kasan, Orenburg, Taschkent, Omsk, Tomsk, und Irkutsk zu senden, mit der Erlaubnis, die dortigen Gefangenenlager zu inspizieren. Nach etwa 4—5 wöchentlichem Aufenthalt reisten die einzelnen Abtheilungen nach diesen ihren Bestimmungsorten. Zwei Pflegerinnen und ein Doktor blieben noch über Weihnachten in Moskau, und ihnen war es vergönnt, den armen Fremdlingen im Etappenhospital eine Weihnachtsfeier zu bereiten. Sie hatten für jeden eine Gabe und sangen die lieben alten Weihnachtslieder mit ihnen. Gewiß ein heller Lichtblick für diese Armen in trüber, dunkler Zeit.

In Saratof sahen die Amerikaner viele Zivilgefangene von Ostpreußen. Man hatte sie von ihrer Heimat fortgetrieben wie das Vieh und die Familien ohne jede Rücksicht auseinandergerissen. In einem Zimmer fanden sie alte Männer, Frauen und Kinder, im ganzen 22 Menschen zusammengepfergt. Unter diesen war eine Frau, die Mutter von acht Kindern. Sie war eben dabei gewesen, ihre Schweine zu füttern, als die russischen Soldaten kamen, und mußte fort, ohne nur noch ein Kleidungsstück aus ihrem Hause holen zu dürfen. Sie hatte noch nicht erfahren können, was aus ihren Kindern geworden war. Die Gefangenen erhielten ebenso wie die pol-

nischen Flüchtlinge 25 Ropeten (12½ Cents) pro Tag die Person. Davon sollten sie ihre Bedürfnisse bestreiten. Die Amerikaner halfen so viel sie konnten, sie ließen die Zimmer reinigen und aufstreichen und Bänke hineinsetzen, verteilten Kleidungsstücke, Decken und Nahrungsmittel und suchten die Armen durch kleine Weihnachtsgeschenke zu erfreuen. Sie durften jedoch die Gefangenen nur in Gegenwart russischer Beamten sehen. Es liegt auf der Hand, daß sie auf diese Weise eben nur hörten und sahen was den Russen genehm war. Einmal fragte einer der Beamten die Gefangenen, ob sie etwas zu klagen hätten. Daraufhin traten einige vor und sprachen zu den Doktoren. Am nächsten Tag waren sie nicht mehr zu sehen.

Frl. M. M. war mit ihrer Gruppe nach Taschkent, der Hauptstadt von russisch-Turkestan, geschickt worden. Die Reise von Moskau dorthin dauerte fünf Tage. Die Züge waren schmutzig, sonst aber ziemlich bequem eingerichtet. In Taschkent waren besonders viele österreichische Militärgefangene, außerdem etwa 250,000 der armen polnischen Flüchtlinge, die von ihrer eigenen Regierung aus ihrer Heimat, die ihnen die eigenen Soldaten zerstörten, getrieben worden waren, in dem unsinnigen Bestreben, den einrückenden Siegern nichts als eine Wüste zu hinterlassen. Sehr groß war auch das Elend dieser Flüchtlinge, es gab sehr viele Typhusfranke und täglich 40 — 70 Todesfälle. Besonders unter den Kindern war die Sterblichkeit erschrecklich. Die Amerikanerinnen gingen oft hinaus zu den Begräbnisplätzen, und sahen wie die Reihen der Kindergräber wuchsen, und die stumpfe, hoffnungslose Trauer der armen Mütter schnitt ihnen ins Herz. Aber auch von den gefangenen Soldaten waren schon etwa 3,000 gestorben.

Die Gefangenen mußten sich selbst erhalten. Sie arbeiteten in den Steinbrüchen und an den Straßen. Eine Anzahl war mit dem Bau einer katholischen Kirche beschäftigt. Eine solche gab es noch nicht, dagegen war eine lutherische Kirche dort, die auch die kath. Soldaten besuchten. Unter den Einwohnern gab es viele Deutsche, gegen welche die hauptsächlich muhamedanische Bevölkerung sich nicht unfreundlich zeigte. Die Russen schienen die Muhamedaner mit besonderer Rücksicht zu behandeln, auch ein Auge zuzudrücken zu einem ziemlich offenkundigen und wohl auch sehr einträgliehen Baumwollenhandel, durch den diese Ware höchstwahrscheinlich niemanden anders als den gegenwärtigen Feinden Rußlands übermitteln wurde. Dr. Fred. Lien von San Francisco und die Vorsteherin der Pflegerinnengruppe besuchten ein großes Militärhospital in Samurkent in einiger Entfernung von Taschkent gelegen. Hier waren zwischen 400 und 600 verwundete und kranke Österreicher. Die Zustände waren entsetzlich, die Patienten schwer krank, das Hospital so überfüllt, daß oft zwei Patienten in einem Bett lagen, in einigen Betten lagen Tote neben den Lebendigen. Das Pflegepersonal war augenscheinlich durchaus unzureichend, denn der Platz war in großer Unordnung, alles wimmelte von Fliegen, und ganz hilflose Patienten blieben ohne Bedienung. Dr. Lien berichtete über das Vorgefun-



dene, darauf wurde das Pflegepersonal vermehrt. Dr. Lien traf auch Vorbereitungen, selbst ein Hospital zu eröffnen, aber die Erlaubnis von Petersburg war nicht zu erlangen.

Dagegen gelang es Dr. Metcalf, in Saratof zeitweilig eine Dispensary für Deutsche und Oesterreicher zu eröffnen. Er behandelte auch die Russen, die zu ihm kamen. Am Nachmittag besuchte er dann die Patienten, deren Namen man ihm am Morgen gebracht hatte. Leider war es ihm nicht möglich, das Liebeswerk fortzuführen. Dr. Jewett hatte bemerkt, daß man den Gefangenen alles Schreibmaterial, Lesestoff, ja sogar alle musikalischen Instrumente weggenommen hatte. Er suchte und erhielt von den Behörden die Erlaubnis, die Gefangenen wieder damit zu versehen. Er verschaffte sich das Nötige mit beträchtlichen Ausgaben und verteilte dann eigenhändig diese kostbaren Dinge an die hocherfreuten Gefangenen. Als er aber eine Woche später wieder in das Hospital kam, war alles wieder weggenommen worden.

In Kasan durften die Pflegerinnen 10,000 Decken an die Gefangenen verteilen. Der Vorstand des Lagers, Oberst „Schulz“, erlaubte es freundlichst und versicherte den Soldaten, daß sie dieselben behalten dürften. So haben die amerikanischen Samariter doch manches beitragen können zur Erleichterung des traurigen Loses der armen Gefangenen. Schon das Bewußtsein, daß sie nicht ganz vergessen und verlassen sind, hat gewiß manchen aufgerichtet und ihm neuen Mut gegeben. Auch ist es sicherlich nicht ohne Einfluß auf die Behandlung von Seiten ihrer Wächter gewesen zu sehen, daß sich jemand wirklich um sie bekümmerte. Ihre eigentliche Berufsarbeit, die Krankenpflege, die doch so vielfach nötig gewesen wäre, wurde den Amerikanern jedoch nicht gestattet und alle Bemühungen, die Erlaubnis dafür zu erlangen, waren vergeblich.

Soweit ihre Beobachtungen reichten, konnten den Russen eigentlich über die Behandlung der Gefangenen keine Vorwürfe gemacht werden — denn sie behandelten sie nicht schlechter als ihre eigenen Leute. Freilich waren diese von Jugend auf nichts Besseres gewöhnt und mochten deshalb weniger darunter leiden. Einzelne schreckliche Vorfälle — wie z. B. einem Doktor in Moskau erzählt wurde, daß ein Viehwagen voll der weggeführten Kinder auf einem Seitengeleise vergessen wurde, und als man ihn eine Woche später fand, alle die armen Kleinen tot waren — sind wohl mehr auf Schlamperei und Gleichgültigkeit als auf böswillige Absicht zurückzuführen.

Frl. N. N.'s Gruppe blieb in Taschkent von Mitte November bis zum 4. Januar. Dann kehrten sie über Petersburg nach Schweden zurück. Am liebsten wären sie noch einmal nach Deutschland, um ihre Liebesarbeit dort wieder aufzunehmen. Doch mußten sie in Schweden die Heimreise antreten und kamen am 12. Febr. nach einer sehr stürmischen Reise auf dem skandinavischen Dampfer Oscar II. nach New York zurück. Dr. Newman gelang es, noch einmal nach Deutschland zu gehen. Einige der Pflegerinnen weilen noch in

Sibirien; wie weit dieselben dort ihren Zweck erreichen konnten, war Fr. N. N. nicht bekannt.

### Aus Amerikanischen Diaconissenhäusern.

Das methodistische Diaconissenhaus Bethesda in Cincinnati ist eine ausgedehnte Anstalt. Es gehört zu demselben: das Hospital Bethesda, das Sanatorium Scarlet Oaks und das Erholungsheim für die Schwestern. Der Gesamtbesitz umfaßt 82 Acker Land mit 20 verschiedenen Gebäuden und repräsentiert einen Wert von  $\frac{3}{4}$  Millionen Dollar. Zwei Schulen wurden den bisherigen Arbeitsfeldern angegliedert, das Dorcas Institut und eine Pflegerinnen-schule.

Von diesen Schulen wird berichtet: „Sie erfreuen sich beide eines gedeihlichen Wachstums. Unsere Lehrer geben sich mit großer Freude der Arbeit des Unterrichtens hin und die Schülerinnen, 65 an der Zahl, zeigen sich fast ohne Ausnahme erkenntlich für die vielen hohen Vorrechte, indem sie fleißig arbeiten und sich mustergiltig benehmen. Die Einführung dieser Schulen in unser Mutterhauswesen ist mit erfreulich wenig Störung vor sich gegangen. Die Schülerinnen versammeln sich mit den Schwestern in allen Gottesdiensten, bei den Mahlzeiten und in geselligen Zusammenkünften, und bilden auf diese Weise eine große Familie, in der alle Gleichberechtigte sind.“

Ein sehr schöner Neubau, der dem Sanatorium in Scarlet Oaks hinzugefügt wird, geht seiner Vollendung entgegen. Er hat Raum für 40 Betten. Dort soll auch ein prächtiges Altenheim entstehen, dessen Bau derselbe Freund des Diaconissenhauses übernommen hat, der diesem vor 7 Jahren die herrliche Besizung Scarlet Oaks schenkte. Ferner berichtet das Mutterhaus mit großer Freude und herzlichem Dank gegen Gott, daß ein an das Bethesda Hospital angrenzendes Stück Land durch einen Freund des Hauses für dasselbe erworben wurde. Auf diesem Grundstück soll ein Schwesternheim mit Kapelle errichtet werden. Durch die Freigebigkeit eines anderen Freundes der Anstalt ist bereits der größte Teil der nötigen Bausumme gezeichnet. Dieser Bau wurde schon länger als ein dringendes Bedürfnis empfunden, da das frühere Schwesternheim allmählich von anderen Anstaltszwecken in Beschlag genommen worden war und die Schwestern daher zerstreut in den verschiedenen Anstalten wohnen müssen. Auch die Kapelle ist längst zu klein geworden und ein Teil derselben muß als Speisesaal benützt werden, so daß vor jedem Gottesdienst erst Tische und Stühle fortgeräumt werden müssen. An einen Neubau aber wagte man kaum zu denken, weil die Anstalt ohnedies schon eine schwere Schuldenlast trägt. Um so größer war die Freude und der Dank gegen Gott für diese unverhoffte Hilfe. Der Neubau ist auf \$75,000 veranschlagt.

Das Mutterhaus zählt 79 Schwestern, 48 Diakonissen und 31 Probefröhen. Die Pflegerinnenschule hat 45 Zöglinge. Im Hospital wurden während des letzten Jahres 2332 Patienten versorgt, in der Frauenabteilung 520 Kinder geboren. Einige der Schwestern betätigen sich in Kindergarten- und Gemeindefürsorge. (Social Service.)

---

### Zur Anstaltschronik.

Die Geburtstagsfeier des Anstaltsvaters Lanfau wurde diesmal auf den 17. März verlegt, weil der 18. auf einen Samstag fiel. Sie verlief in der üblichen Weise. Pastor Evers und Dr. Dhl waren die Festredner. Die Festmahlzeit im Altenheim fand jedoch am richtigen Tage statt.

---

Schw. Elisabeth Grunow mußte am 23. März heim reisen wegen schwerer Erkrankung ihres Bruders.

---

Frl. Irene Gillman trat am 1. April als Diakonissenschülerin ein und arbeitet zunächst auf der 3. Station des Deutschen Hospitals.

---

Am 6. April starb unerwartet Christian Schmied, seit dem 13. Nov. 1911 Insasse des Altenheims. Frau Katharina Weiser und Frau Henriette Juhs traten am 10. April in das Altenheim ein.

---

Das Konzert der Oberabteilung der Klavierschülerinnen war am 11. April in der Aula der Lanfaus Schule. Eine ganze Anzahl Angehörige und Freunde derselben hatten sich dazu eingefunden und freuten sich über die guten Leistungen der Schülerinnen.

---

## Der Diakonissen-Freund

A Monthly Magazine published by the Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses, Incorporated,  
2100 So. College Ave., Phila., Pa.

### SUBSCRIPTION RATES:

Single copy, per year (12 numbers, 8 pages each).....	\$0 25
5 copies.....	1 00
100 copies.....	15 00
Subscriptions for Philadelphia and foreign countries, single copy.....	35 00

Sample Copies Free.

EDITORIAL, as well as BUSINESS LETTERS, PAYMENTS, ETC., please address  
REV. E. F. BACHMANN, D.D., Mary J. Drexel Home, Philadelphia, Pa.



# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

Mai 1916.

No. 5.

Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Act. 1, 7.

Dieses Wort Jesu steuert der Jünger Ungeduld und stärkt doch zugleich ihren Glauben. Sie haben soeben von dem Auferstandenen den Befehl erhalten, in Jerusalem auf die Verheißung des Vaters zu warten, auf die Ausgießung des hl. Geistes. Sie haben in diesen Tagen Großes erlebt und ahnen, daß noch Größeres bevorsteht; deshalb fragen sie: „Herr, wirst Du zu dieser Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ Mit seiner Antwort weist er aber diese Frage nach der Zeit als ungehörlich zurück und mahnt zum stillen Warten auf des Vaters Walten und auf die Stunde seiner Macht. Selbst er, nun im Begriff zum Vater zurück zu kehren und auch als Menschensohn alle Gewalt im Himmel und auf Erden auszuüben, beugt sich im Gehorsam und wird nicht eher handeln, als bis des Vaters Stunde kommt. Dieser Gehorsam, die direkte Folge unbedingten Gottvertrauens, bewahrt ihn vor jener Ungeduld, die so oft an uns Menschen zehrt und zu fürwitzigem Forschen und Fragen verleitet. Wir halten uns hierzu gar berechtigt, weil wir nicht scharf scheiden zwischen dem, was Gott uns zur Belebung unserer Hoffnung offenbart und dem, was er uns zur Prüfung unseres Glaubens verhüllt. Das große Ziel der Wege Gottes, die herrliche Vollendung seines Heilsrats steht fest und über alle Zweifel erhaben, nur das Wie und das Wann bleibt uns verborgen und läßt sich von keinem Menschen voraussagen, gebührt uns nicht zu wissen. Wir denken freilich viel daran, beten auch um Führung und Vollendung; unsere Sorge hat sich jedoch allein darauf zu richten, daß wir die Kraft des hl. Geistes empfangen und treue Zeugen Jesu werden. Wer das gelernt hat und fleißig treibt, wird im Blick auf sein eigen Heil wie auf die Arbeit im Reiche Gottes, an welcher er steht, getrost, sorgenfrei und freudig sein. Wir leben gerade in einer Zeit, da die ganze Welt in ihren Fugen zittert. Großes bereitet sich vor für die Reiche dieser Welt und für das Reich Gottes. Wird nun das Ende kommen? Oder wird die große Trübsal über die Menschheit hereinbrechen? Oder steht eine neue, herrliche Entfaltung des Reiches Gottes auf Erden bevor? Wer wagt darauf Antwort zu geben? Obwohl wir mitten darin stehen, ist das doch nicht unsere Sache, sondern Gottes. Uns gebührt es, erfüllt vom hl. Geist, uns zu erweisen als starke tüchtige, treue Zeugen Jesu, es sei im Wort, im Dienst, im Leiden; und dann in unerschütterlichem Glauben an die endliche sichtbare Offenbarung seiner göttlichen Macht und Majestät auf seine Stunde in Geduld zu warten. Darum laßt uns stille sein, stark und treu! Es kommt die Stunde der Vollendung!

## Geschichtliches über Frauendienst und das Amt der Diaconissen.

---

Frauenkräfte und Gaben verwerten und organisieren und sie in möglichst wirksamer Weise in den Dienst der Reichsgottesarbeit stellen, das war das Ziel, das Gliedner verfolgte, als er zum Pionier und Begründer des Diaconissenwesens in der Gegenwart wurde. Der Gedanke selbst war nicht seine eigene Erfindung, er war überhaupt nicht neu. Aber Gliedner hat die geniale Anwendung auf seine Zeit in der evangelischen Kirche gefunden und er besaß die sittliche Größe, die dazu befähigt, die eigene Persönlichkeit ganz hinzugeben an die ersetzte Aufgabe und andere zu begeistern zu gleicher Hingabe.

Schon in der apostolischen Zeit finden wir die Frauen an der Liebesarbeit der christl. Kirche beteiligt. Zwar wissen wir wenig oder nichts von ihrer Organisation. Doch ist in der Bibel selbst eine Diaconisse ausdrücklich erwähnt, Phöbe (Rom. 16, 1). Eine weitere Erklärung über sie wird nicht gegeben, war wahrscheinlich nicht nötig, da die Römer offenbar mit der Einrichtung bekannt waren. Wohl aber erhält Phöbe von Paulus eine warme persönliche Empfehlung. Es gab also schon in der alten Kirche einen kirchlich organisierten Frauendienst, der von dem großen Apostel anerkannt und geschätzt wird, sonst würde er nicht eine seiner Trägerinnen so warm empfehlen. Daneben fehlt es nicht an zahlreichen Andeutungen, daß sich die Frauen auch in freier Weise eifrig an der Liebestätigkeit der ersten Christengemeinden beteiligten. Es sei hier nur an Tabea erinnert, deren Tod bei den Witwen so große Trauer verursachte. (Ap. Gesch. 9, 36 ff.)

Hierher gehören aber auch die Witwen selbst. Sie waren zunächst Empfänger des Liebesdienstes. Als solche erscheinen sie Ap. Gesch. 6., wo uns berichtet wird, wie ein Übersehen eines Teils derselben bei der täglichen Hilfeleistung zur Klage führte und dann in gerechter Würdigung dieser Klage zur Errichtung des Diaconenamtes in der apostolischen Gemeinde. Es entspricht aber ganz dem selbstverleugnenden Charakter dieser Gemeinde und darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß diese Witwen nicht bloß Empfänger sein wollten, sondern daß sie, nach dem Maße ihrer Kraft, hinwiederum in der Gemeinde dienten. Dadurch daß sie dann nicht mehr nur Nehmende, sondern auch Gebende waren, hob sich naturgemäß ihre Stellung. Im zweiten Jahrhundert bilden sie einen besonderen Stand und werden unter die kirchlichen Würden gerechnet. Der Anfang zu dieser Stellung liegt jedenfalls in der apostolischen Zeit. 1. Tim. 5, 9. 10 nennt Paulus die Bedingungen, unter welchen eine Witwe in diesen Stand aufgenommen werden kann. Hätte es sich nur um Unterstützung gehandelt, so wären sicher bei den Bedürftigen solche Qualifikationen nicht gefordert worden. Diese Witwen wurden die Vorsteherinnen, Lehrerinnen und Beraterinnen der christlichen Frauen. Sie sorgten für die Waisenkinder. Aus einzelnen Andeutungen kann man sehen, daß sie auch sonst noch manchen Dienst leisteten und von der Gemeinde und ihren Leitern hochgeehrt wurden. Wohl mit Rücksicht auf die von ihnen erwarteten Leistungen wurde

später die von Paulus gestellte Altersgrenze weiter heruntergesetzt. Die Witwen werden öfters mit den Diakonissen verwechselt.

Von den letzteren verlautet in den zwei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche sehr wenig. Die einzige direkte Nachricht von denselben ist eine Bemerkung in einem Brief des Statthalters Plinius des Jüngeren von Bithynien in Kleinasien. Der Brief ist aus dem Jahr 112. Plinius berichtet über die Verfolgung der Christen an den Kaiser Trajan und erbittet weitere Verhaltensmaßregeln. Dabei erwähnt er, daß er „zwei Mägde,“ welche sie Diakonissen nennen“, auf der Folter über das gottesdienstliche Leben der Christen befragt habe, aber nichts hätte ausfinden können als einen maßlosen Aberglauben. Er mußte wohl Ursache haben anzunehmen, daß diese Diakonissen im Mittelpunkt des Gemeindelebens standen, und für gut informiert galten, sonst hätte er sicher nicht gerade sie vorgenommen.

Während der letzten Jahrzehnte des dritten und im Anfang des vierten Jahrhunderts vollzog sich in der morgenländischen Kirche eine Umwandlung. Der Witwenstand sank herab von seiner ehrenvollen Vorsteherinnenstellung und war fast nur noch Objekt der Barmherzigkeitsübung. Als Gegenleistung beten die Witwen für die Gemeinde. Sonst aber treten sie ganz hinter den Diakonissen zurück, ja stehen sogar unter deren Aufsicht. Das Abendland machte diese Wandlung nicht mit. Hier blieben die Witwen in ihrer alten Stellung. Doch nicht mehr allzu lange. Dann ist das Witweninstitut auch dort verschwunden.

Im Morgenlande war es wahrscheinlich die zunehmende Hochschätzung des ehelosen Lebens und die sich mehrende Geringschätzung des ehelichen Lebens, was die größere Wertschätzung der gewöhnlich jungfräulichen Diakonisse gegenüber der Witwe verursachte. Doch wurden gelegentlich Witwen, die nur einmal verheiratet waren, auch unter die Diakonissen aufgenommen. Das vierte Jahrhundert ist die Blütezeit des Diakonissentums in der morgenländischen Kirche. Aber ihre kirchliche Stellung war nicht dieselbe als die der Witwen in der Glanzzeit dieses Instituts. Sie waren im gewissen Sinne die Presbyter der Frauen gewesen. Nun aber stieg der Amtsbegriff. Der Presbyter ward zum Priester, der Höhepunkt seines Amtes liegt nun im Opfer. Das darf eine Witwe nicht darbringen. So kann sie nur noch dem Diakon gleichgestellt werden, der auch nicht opfert. Die amtliche Stellung der Frau in der Kirche geht also von der Stufe des Presbyterats auf die des Diaconats zurück. Hier aber eröffnete sich den Frauen ein reiches Feld der Tätigkeit, die sich naturgemäß auch hauptsächlich auf den weiblichen Teil der Gemeinde bezog. Die Dienstleistungen bei den Männern wurden von den Diakonen verrichtet. Daneben betätigte sich nach wie vor die freie Liebesübung. Doch tritt die amtliche in den Vordergrund.

Die Hilfeleistungen der Diakonissen bezogen sich zum Teil auf das gottesdienstliche Leben, besonders nötig waren sie bei den mit der Taufe verbundenen Zeremonien. Aber auch die Verpflegung kranker Frauen, die Versorgung der Armen und die Vermittelung des seelsorgerlichen Verkehrs zwischen den Priestern und den weiblichen Gemein-



degliedern gehörten zu den Obliegenheiten der Diafonissen. In Summa: sämtliche Diafonengeschäfte, soweit sie sich auf Frauen beziehen, werden ausdrücklich den Diafonissen übertragen. Die diesbezüglichen Vorschriften, wie sie in den „Apostolischen Konstitutionen“ enthalten sind, schließen mit den Worten: „Sie sollen sich auch nicht schämen, den Armen zu dienen nach dem Vorbilde des Herrn, der nicht gekommen ist, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.“

Das vierte Jahrhundert ist, wie schon gesagt, die Blütezeit des altkirchlichen Diafonissentums. „Die reiche Entfaltung des Diafonenamts gab dem Bischof die Möglichkeit, eine bis ins Einzelste individualisierende Armenpflege zu üben. Der Dienst der Diafonen und Diafonissen vermittelte ihm die Kunde von jeder in der Gemeinde vorhandenen Not und bot ihm zugleich das Mittel, jedem Armen und Notleidenden die Hilfe zukommen zu lassen, die gerade seinen Verhältnissen entsprach. Auf der einen Seite straffe Zentralisation, auf der andern Seite möglichste Individualisierung, das waren die Vorzüge dieser Organisation, und ermöglichten es ihr, so Großes zu leisten.“ (Uhlhorn).

---

### Diafonissen im Kriege.

---

Es ist ein Nichtblick in dieser dunkeln, schweren Zeit, daß das Menschenmögliche geschieht, um die Leiden der Verwundeten und Kranken zu lindern und eine möglichst große Zahl wieder dem Leben und der Gesundheit zuzuführen. D. von Bezzel erinnert in der Januar Nummer des Armen- und Krankenfreund an die Berichte Dr. Reils von den entsetzlichen Zuständen nach der Völkerschlacht bei Leipzig, wo Tausende von braven und tapferen Soldaten, nachdem sie ihr Leben für ihr Vaterland eingesetzt hatten, jammervoll in gräßlichem Elend umkamen. Und viele wären doch zu retten gewesen, wenn es nicht an jeder Hilfe gemangelt hätte. Es ist ein Trost, daß solches nunmehr ausgeschlossen scheint und alles aufgeboten wird, um die Organisation der Pflegeveranstaltungen und Pflegekräfte so wirksam als möglich zu machen.

Daß unter denen, die in dieser direkten Weise an der Vinderung der Leiden des Krieges arbeiten, auch Diafonissen in großer Zahl vertreten sind, erfüllt uns mit dankbarer Freude. Kaiserswerth allein hat 676 Schwestern und Hilfschwestern nebst 625 sonstigen Helferinnen in dieser Arbeit stehen; Königsberg 417, Frankenstein in Schlesien 120. Andere Zahlen liegen uns gegenwärtig nicht vor, doch wissen wir, daß alle deutschen Diafonissenhäuser ihr Äußerstes tun in dieser Hilfeleistung.

Aber nicht die deutschen allein. Gewiß geschieht auch von den kleinen Diafonissenhäusern in Oesterreich, Rußland und Frankreich das Menschenmögliche. Und auch das neutrale Holland ist bei dieser Liebesarbeit vertreten. Dort haben sie einen Lazarettzug zur Hilfe bei der Verwundetenpflege eingerichtet. Sechs von den kleinen hol-

ländischen Diakonissenhäusern gaben für diesen Zug zusammen 22 Schwestern, und eine Diakonenanstalt stellte vier Brüder. Dieser Hospitalzug ist einer von den vielen, die private Liebestätigkeit auf beste eingerichtet hat und den Behörden zur Verfügung gestellt. Soweit uns bekannt, ist der holländische Hospitalzug der einzige, den barmherzige Liebe im Ausland an Deutschland gab. Deutschland hat auch vom amerikanischen Roten Kreuz eine zeitlang freundliche Hilfe erfahren, aber im Oktober wurden die amerikanischen Pflegekräfte aus Mangel an Mitteln zurückgezogen und England hat die Sendungen von Verbandzeug u. s. w. nicht mehr durchgelassen. Die Deutschland feindlichen Länder haben sehr viel mehr Unterstützung für die Pflege der Kranken und Verwundeten erhalten als Deutschland; außer viel persönlicher Hilfe und reichlichem Material auch eine große Zahl Motorambulanz und andere Hilfsmittel zum Fortschaffen der Verwundeten und Kranken. Um so dankbarer wird die Hilfe der holländischen Samariter in Deutschland gewürdigt.

In diesen Hospitalzügen werden die transportfähigen Kranken und Verwundeten in die Hospitäler der Heimat geschafft, wo fern von den Schrecken und dem Getöse des Krieges ärztliche Kunst und liebevolle Pflege ihnen Kraft und Gesundheit zurückzugeben sucht. Zugleich werden dadurch die Etappenhospitäler erleichtert und besser in den Stand gesetzt, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Unsere Freunde werden sich erinnern, wie während des spanisch-amerikanischen Krieges auch Mr. Lankenau einige Male einen solchen Hospitalzug ausandte, um die typhuskranken Soldaten aus den Soldatenlagern in Chattanooga, Tenn. in unser Hospital zu bringen. Wie damals unsere Schwestern halfen, die Kranken zu holen und alles taten, ihnen die Reise so leicht und angenehm als möglich zu machen, so pflegen auch jetzt drüben in Europa, häufig Diakonissen die Verwundeten und Kranken in diesen Hospitalzügen. Das Lazaruskrankenhaus in Berlin berichtet z. B., daß sein Lazarettzug innerhalb eines Jahres 27 Fahrten machte, 20 nach Osten, 2 nach dem Westen, 5 an die serbische Grenze.

Viele Diakonissen arbeiten draußen in den Etappenhospitälern; aber natürlich nicht sie allein, sondern auch zahlreiche Rote Kreuzschwestern und sonstige Pflegegeschwestern. Von einem Soldaten, einem „Pastor im Waffenrock“, der im Krieg gefallen ist, wurden kürzlich Briefe veröffentlicht. Er ist ein tiefer, innerlicher Mensch; seine Äußerungen zeigen, daß er auch seinen Soldatenstand ganz von der idealen Seite und das kameradschaftliche Leben mit seiner Truppe in pastoralem Sinn auffaßt. Einmal schreibt er auch aus dem Lazarett: „In den Lazaretten sind alle möglichen Schwestern: Diakonissen und Rote Kreuzschwestern und andere. Merkwürdig, als uns der Saal angewiesen wurde, war mein erster Gedanke: Ist eine Diakonisse die Saalschwester? Die Diakonissen haben doch etwas Besonderes, was so wohlthuend wirkt. Auch die beiden Schwestern unseres Saales sind sehr nett, aber dieses Besondere fehlt ihnen doch.“ Wir können nicht umhin, dies hier zu erwähnen, weil es ein Beweis ist, daß Diakonissen, wenn sie rechter Art sind, ihren Kranken etwas geben können, was bei den bestgeschulten Pflegerinnen öfters vermißt wird. Oder,

wie derselbe „Pastor im Wassenrod“ an anderer Stelle sagt: „Beglückt merke ich immer wieder, daß unser religiöser und sittlicher Besitz eine wunderbare Überlegenheit schafft. „Glauben haben“ heißt wirklich „Macht haben.“

So sind denn die Erfahrungen der Schwestern in den verschiedenen Lazaretten meist sehr erfreulicher Art. Sie wissen viel zu rühmen von der Geduld und dem tapferen Mut, den die vaterländischen Helden auch in schweren Krankheitstagen beweisen, von dem kindlichen Vertrauen zu ihren Pflegerinnen und ihrer rührenden Dankbarkeit, und wie der Hinweis auf den Arzt und Helfer, unsern Heiland Jesus Christus, offene Ohren und willige Herzen findet, auch wie gerne und eifrig die Soldaten sich an den gemeinsamen Andachten und sonderlich am Gesang beteiligen. „Nicht nur der Tod, auch der Himmel hält jetzt eine große Ernte.“ Eine Schwester berichtet: Vergangene Woche ging ich an einem sonnigen Nachmittage auf den Friedhof. Er liegt ganz wundervoll auf einer Anhöhe. Hier ruhen nun schon 600 tapfere Streiter, die in den hiesigen Lazaretten (Sedan) gestorben sind. Gerade standen 14 Särge da, bedeckt mit der schwarz-weiß-roten Fahne. Ach, wie viel Glück wird an einem solchen Tag begraben! Auf dem Friedhof selbst ist ein Denkmal errichtet. Es trägt die Inschrift:

Rämpfend für Kaiser und Reich nahm Gott uns die irdische Sonne;  
 Setzt, vom Irdischen frei, strahlt uns sein ewiges Licht.  
 Heilig die Stätte, die ihr durch blutige Opfer geweiht habt,  
 Dreimal heilig für uns durch das Opfer des Dankes.

Das Denkmal steht vor einem Massengrab, wo 150 ihren letzten Schlaf schlafen. Es war gerade der Jahrestag des Heimgangs der drei Kaiserswerther Schwestern, die am Typhus gestorben sind. Die Kaiserswerther Schwestern waren mit Pastor Disselhof zu einer stillen Feier zusammengekommen. Wie ein Friedensgruß klang das Lied „Wo findet die Seele“ über die 14 Särge, die nun eingebettet wurden, und in der Ferne donnerten die Geschütze.

Einmal waren wir auf dem Schlachtfeld von 1914. Ach, da sieht man erst etwas von den Opfern, die der blutige Krieg fordert. Das Schlachtfeld liegt auf einer Höhe, von der man einen wundervollen Blick auf Sedan hat. Ganz vorn steht das den gefallenen Helden errichtete Denkmal mit den inhaltreichen Worten: „Für uns“. Ja, für uns haben sie ihr Leben gelassen. Man geht da von einem Massengrab zum andern. Es sollen hier im Ganzen 1300 Deutsche und 600 Franzosen liegen. Wieviel Herzeleid für so manches Haus und Herz! —

Aber auch die Feinde Deutschlands erfahren die freundliche Pflege der Schwestern. In Sinceny in Nordfrankreich werden gefangene Russen zur Arbeit herangezogen. Dort mußten zwei Baracken zur Pflege erkrankter Russen eingerichtet werden, in welchen 40 Russen von 2 Schwestern gepflegt wurden. Es war kurz vor Weihnachten, als die Schwestern ihren Dienst dort antraten, und es wollte ihnen zuerst schwer fallen, von den deutschen Soldaten fortzumüssen. Doch waren sie bald mit ihrem Schicksal ausgeföhnt, weil sie sahen,



wie nötig sie dort waren. Wir lassen sie selbst berichten. „Am heil. Abend wurde in allen deutschen Baracken geschmückt und für das Fest vorbereitet. Die Russen standen an den Fenstern und sahen traurig zu. Wir erzählten ihnen, daß wir Weihnachten hätten; sie selbst feiern es ja 13 Tage später. Als wir am 24. Dez. nach dem Mittagessen zu den Russen kamen, hatten sie alles mit dem Grün, das die deutschen Soldaten überließen, geschmückt. Ein russischer Unteroffizier, der etwas deutsch kann, hatte groß „Weihnachten 1915“ gemalt. Nach der Weihnachtsfeier der deutschen Soldaten ging ich zu meinen Russen. Sie empfingen mich alle freundlich und überreichten mir einen geschnitzten Vogel mit der Widmung: „Gute Schwester Martha, von gefangenen Russen in Frankreich, 24. Dez. 15.“ Ich war ganz gerührt.

Wir bekamen natürlich nichts für unsere Russen zu Weihnachten, doch hatten wir ein kleines Bäumchen mit Lichtern. Das steckte Schm. G. in der anderen Baracke an, und ich zog mit meinen 24 Russen hinüber. Nachdem sie sich auf die Betten ihrer Kameraden gesetzt hatten, sangen wir 2 Schwestern und der Wärter: Stille Nacht. Dann zeigte ich ihnen das Bild von der Krippe. Es wanderte von Mann zu Mann. Verständnisvoll nickten sie mit ihren Köpfen und sagten Christus, Christus. Dann sangen sie uns einige ihrer Weihnachtslieder vor, ganz eigenartige Melodien. Inzwischen waren einige deutsche Soldaten gekommen. Sie hatten reichlich empfangen, und das gute deutsche Herz wollte abgeben und Freude machen. Sie brachten Tabak, Zigarren und Zigaretten. Die Russen bedankten sich und ihre meist so traurigen Augen wurden fröhlich. Dann sangen wir Deutschen: „D du Fröhliche“, darauf wieder die Russen. Jetzt trat ein älterer Mann aus Sibirien, Vater von fünf Kindern, vor; mit bewegtem Herzen hielt er eine Rede, die der Unteroffizier, der deutsch kann, übersetzte. Er bedankte sich im Namen aller seiner Kameraden. Die Russen waren sichtlich bewegt, wir Schwestern nicht minder. Als dann noch ein ganz junger Russe, mit dem Finger nach oben deutend, sagte: Ein Gott — da wurde es uns klar, daß das Christkindlein für alle gekommen ist, und im Geist knieten wir gemeinsam am Kripplein und beteten an. — Und draußen donnerten die Kanonen! —

---

### Zur Anstaltschronik.

---

Am 12. April reiste Pastor Bachmann nach Wilkesbarre, um dort die Diakonissensache zu vertreten.

---

Am 19. April d.i. am Mittwoch in der Charwoche fand, wie üblich, die Einkleidung der neuen Probeschwestern statt. Barbara Schmidt und Bertha Scharmer wurden eingekleidet und arbeiten nun im Hospital. Am folgenden Tag reisten die drei Missionschülerin-

nen ab, die den Kursus in der Diaconissenschule mitgenommen und sich im Mutterhause durch ihr freundliches, dienstfertiges Wesen sehr beliebt gemacht hatten.

Am 26. April starb nach längerem Leiden Frau Hieronimus, eine der Insassen des Altenheims, und wurde am 29. April beerdigt.

Schw. Elisabeth Grunow konnte am 29. April zurückkehren, da es ihrem Bruder besser geht.

Am 4. Mai illustrierten Frä. Vergsträger's deutsche Klassen der Leitung ihrer Lehrerin eine Anzahl deutsche Gedichte durch Schattenbilder in der Aula der Lanfenau Schule, was Mitwirkenden und Zuschauern viel Vergnügen bereitete.

Am 8. Mai hielt der Kensington Dispensary Verein in der Aula der Lanfenau Schule seine 10. Jahresversammlung; an diese schloß sich ein sehr interessanter illustrierter Vortrag an über ärztliche Misfionsarbeit in China von Dr. William W. Cadbury aus Canton.

Am 10. Mai war die 20. Jahresversammlung des Frauen Missionsvereins der Reading Konferenz in Shillington, Pa. Schw. Margaret Schüder folgte der Einladung, dort eine Ansprache über die Diaconissenarbeit zu halten.

Das jährliche Schauturnen der Lanfenauschule fand am 12. Mai im Turnsaal des Schulgebäudes statt und verlief zu allgemeiner Befriedigung.

Villa Lanfenau in Cape May Point wurde am 1. Mai von Frau Oberin und Schw. Friederike Ostermann geöffnet. Letztere ist dort als Hausmutter und zunächst hauptsächlich mit Naen und Wiedereinrichten beschäftigt. Einige Schwestern sind schon zu Ferienaufenthalt und Erholung hinuntergekommen.

Am 6. Mai reiste Pastor Bachmann zu Pastor W. J. Deibert, um in dessen Gemeinden in Birdsboro, Gibraltar und Geiger's Mill Ansprachen über die Diaconissensache zu halten. Durch Frä. Sarah Westley, die hier als Probeschwester eine Zeitlang war, aber leider wegen mangelnder Gesundheit wieder austreten mußte, war der Gemeinde die Sache nicht ganz fremd. Dr. Ostermann und Pastor Bechtold hielten an diesem Sonntag die Gottesdienste im Mutterhause.

Schw. Bertha Reizig sprach am 14. Mai über die Diaconissenarbeit zu der Sonntagschule der Bethlehempirche hier in Philadelphia.

# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

Juni 1916.

No. 6.

Dienet dem Herrn mit Freuden! Ps. 100, 2.

Pfingsten, das Fest des Hl. Geistes, ist zugleich der Geburtstag der christlichen Kirche, also auch ein Freudentag und ein Gabentag. Jeder Christ, der inbrünstig um den Hl. Geist gefleht, erneuert heute sein Gelübde:

Ich gebe Dir, mein Gott, auf's Neue  
Leib, Seel und Herz zum Opfer hin.  
Erwecke mich zu neuer Treue  
und nimm Besitz von meinem Sinn.  
Es sei in mir kein Tropfen Blut,  
der nicht, Herr, Deinen Willen tut!

Wohl sind Weltförm und Selbstsucht auch innerhalb der Kirche gewaltige, so viele beherrschende Mächte, aber Gott hat immer noch seine Siebentausend, die ihre Kniee nicht beugen vor Baal, sondern die mit ihrer Gotteserkenntnis auch Pflichtbewußtsein und Gehorsam vereinen und sich mit der Tat in Gottes Dienst stellen. Dazu gehören auch die Diakonissen, und wir freuen uns, daß heute fünf junge Schwestern, die sich seit sechs bis sieben Jahren in unserm Mutterhause eingelebt und bewährt haben, diesen hohen Dienst als Lebensberuf übernehmen und im Namen der Kirche dazu abgeordnet werden sollen. Wir wollen ihnen dazu auf ihren Weg mitgeben das eben schon vom Chor herab erklingene Wort des 100. Psalm: „Dienet dem Herrn mit Freuden!“

Schon am Tage eurer Konfirmation habt ihr, in Christo geliebte junge Schwestern, im Gehorsam gegen euer Taufgelübde, euer Leben auf den Altar gelegt und es Gott gelobt. Später seid ihr zu uns gekommen, um es also in die Tat umzusetzen, daß ihr hinfort dem Herrn an Kindern und Kranken, Armen und Alten dienen wolltet. Nun stellt ihr euch dazu ganz der Kirche zur Verfügung unter der Leitung unseres Mutterhauses, nach sechsen abgeschlossener Rüstwoche, da ihr in Gemeinschaft und Stille euch gesammelt und mit einander nochmals Aufgabe und Segen der Diaconie erwogen habt. In diesem Dienst liegt ein Vorrecht, aber auch eine Verantwortung. Letztere ist so groß, daß sie uns beugt und demütigt, jenes aber so köstlich, daß es uns stärkt und ermutigt. Ihr seid keine Neulinge mehr und wißt, um was es sich handelt. Um so mehr freuen wir uns und danken Gott, daß er euch zu dem heutigen Schritt Willen und Freudigkeit gegeben hat. Bei allem Ernst und Bewußtsein eurer Verantwortung, ist doch Freude der Grundton der Stimmung eurer Seele. Die soll es auch bleiben, ist Freude doch der Charakterzug jedes Gott gefälligen Dienstes und kann selbst durch bloße Treue und



Selbstaufopferung nicht ersetzt werden, denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Darum dienet dem Herrn mit Freuden!

Freude im Dienst ist ein großer Segen für die Kirche, für eure Pflegebefohlenen und für euch selbst. Sollen Christen das Salz der Erde sein, so Diakonissen ganz besonders ein Salz der Kirche. Ihr sollt Vorbilder sein im Dienst der Barmherzigkeit und andere dazu anspornen und anleiten. Je freudiger ihr dabei seid, desto mehr wird es euch gelingen. Zugleich ist das, besonders wenn es unbewußt geschieht, die beste Mitarbeit für die Diaconie und die wirksamste Ueberwindung des Vorurteils gegen dieselbe. Euren Pflegebefohlenen wird eure Freude zum besonderen Segen, ist doch ein freundlich Gesicht wie lieblicher Sonnenschein im Krankensaal und in der Stube der Armen, der Alten und der Kinder. Sie adelt euren Dienst, so daß er unter keinen Umständen empfunden wird als ein Almosen, sondern als eine Wohltat, die man mit innigem Dank, doch ohne persönliche Demütigung hinnimmt. So wirkt Freude selbst auf Kranke ansteckend und erhöht Geduld und Hoffnung. Ihr seid daher verantwortlich für den Geist im Hause und auf euren Stationen. Doch auch schon um eurer selbst willen müßt ihr die Freude pflegen. Bei den unvermeidlichen, täglichen Unannehmlichkeiten mit allerlei Menschen und Verhältnissen habt ihr die Freude nötig zum Tragen und zum treuen Aushalten.

Solche Freude als eine köstliche Frucht des hl. Geistes, beruht auf der persönlichen Heilserfahrung, auf der Gewißheit, daß Jesus Christus mein Heiland ist und mich, einen armen Sünder, zu Gottes Kind gemacht hat. Wer das an sich selbst erfahren, innerlich erlebt hat, der ist nicht mehr ein Spielball seiner Stimmungen, sondern unter allen Umständen zu jedem Opfer bereit mit Dank und Freude. Im Blick auf Jesu Leiden und Liebe verstummt jede Klage über Lasten und Verkennung und lernen wir Paulus und Silas verstehen, die selbst mit blutig geschlagenem Rücken im Gefängnis Psalmen singen. Dazu kommt auch das hohe Vorrecht, die unverdiente Gnade, als Diakonisse im Dienst des Herrn und der Kirche zu stehen. Persönlich nicht besser und frömmere als andere christliche Jungfrauen, seid ihr doch durch Gottes Ruf und Führung in dieses apostolische Amt der dienenden Liebe gekommen. Das ist eine große Gnade! Wo es einer Schwester an Freudigkeit fehlt, hat sie daher entweder das Verständnis für ihren hohen Beruf verloren, oder ist gar ihre Gemeinschaft mit dem Herrn getrübt, bestehen beide, so bricht sich die Freude immer wieder Bahn. Endlich dürfen wir auch nicht vergessen, daß trotz der uns so langsam scheinenden Entwicklung, der Diaconie noch eine größere Zukunft bevorsteht. Der Grund für diese Annahme liegt nicht in den Mutterhäusern, sondern im stets wachsenden Bedürfnis der Kirche in unseren Tagen. Besonders seit dem Jahre 1900 hat sich die Liebestätigkeit der Lutherischen Kirche unseres Landes fast auffallend rasch entwickelt. Auch der Missionsinn ist bedeutend mehr rege. Von allen Seiten mehrt sich die Nachfrage nach Diakonissen. Unsere notgedrungen abschlägige Antworten werden wohl manche enttäuschen, aber auch andere zum Pflichtbewußtsein bringen, so daß sie sich dem Herrn zum Dienst ergeben werden. Der Herr

führt seine Kirche durch Gericht zum Siege. An diesem Siege wird auch die Diakonie theilhaben, wird aber auch stets nur durch Prüfung und Läuterung zur weiteren Entfaltung gelangen. Wir stehen durchweg noch in Anfangsschwierigkeiten, dürfen aber durch Gottes Gnade von Sieg zu Sieg schreiten. Daher, in Christo geliebte Schwestern, rafft euch immer wieder auf zur Freude in dem Herrn, damit ihr, von ihm einst als treue Mägde anerkannt, eingehen dürft zur ewigen Freude. Küßtet euch jetzt schon beständig darauf, indem ihr ihm dient mit Freuden!

---

### Letzter Dienst.

---

Es war Nacht. In einer erleuchteten Baracke im Westen standen die Thüren weit offen, um Verwundete aus der Schlachtlinie einzulassen. Der für die neuen Gäste bereit gehaltene Saal mit 32 Betten füllte sich schnell, und viele Schwestern eilten geschäftig hin und her, um den Elenden möglichst bald zu einer bequemen Ruhestatt zu verhelfen, nachdem für Reinigung und Speise gesorgt war. — Da wurde ein Verwundeter in den Saal gebracht; er fieberte und war unklar, bedurfte besonders sorgfältiger Pflege, und oftmals trat die Schwester an sein Bett, um ihm zu trinken zu geben und ihm eine bequemere Lage zu verschaffen. — Es war eine Freude zu sehen, wie sich nach und nach alle Kameraden von dem Saal 32 erholten; nur dieser eine Sch. aus B. blieb volle vier Wochen unklar, sein Zustand besserte sich nicht, zusehends nahmen die Kräfte ab, und deutlich war es zu erkennen, er mußte sterben. — Mit einem Male, es war Abend geworden, schlägt der Kranke seine großen, glänzenden Augen auf und sagt zu der Schwester, die an sein Bett getreten war, mit klarem Bewußtsein: „Schwester, bleiben Sie diese Nacht vielleicht hier?“ Sie bejahte es und blieb, da sie die Nachtwache hatte, viel bei dem Kranken. Um 12 Uhr wurde er unruhiger, er rang nach Atem, richtete sich auf und wollte reden. Die Schwester versuchte, ihn zu beruhigen und sagte leise: „Sollen wir einmal beten?“ „Ach, Schwester“, sagte der Kranke, „Sie kennen mich nicht, wie schlecht ich gewesen bin, ich habe nie mehr gebetet, Gott kann mich nicht mehr annehmen“, und in kurzen Zügen folgte eine dunkle, traurige Lebensgeschichte. Die Augen des Kranken sahen ernst und flehend die Schwester an. „Dann ist der Heiland gerade für Sie gestorben“, sagte sie mit ruhiger und fester Stimme, „Jesus nimmt die Sünder an.“ „Nein, mich nicht“, erwiderte er und stöhnte verzweifelt. — Der Kampf wurde heftiger, das Auge hilfeschrender, der Ausdruck des Gesichtes angsterfüllt. Die Schwester betete leise den Vers: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid“. Der Sterbende horchte auf, er versuchte es nachzusprechen; obwohl er die vier Reihen nicht kannte, mußte die Schwester sie so oft wiederholen, bis er sie selber sagen konnte. Noch war der Kampf nicht überwunden, noch suchte die zagende Seele nach Halt; die Glieder zitterten, der Kranke wollte aus dem Bett heraus; da flehte die Schwester laut und inständigst zu Gott, er möchte sich dieses Mannes

erbarmen, ihm Ruhe schenken und seine Seele der Vergebung der Sünden gewiß machen. — Da auf einmal wurde der Kranke still, er faltete die Hände und betete laut, die Worte der Schwester nochmals wiederholend, „Christi Blut und Gerechtigkeit“; der Kampf hörte auf, und wohl eine halbe Stunde lag der nun Sterbende bei vollem Bewußtsein ruhig da, dann wurde der Atem leiser; mit Dank gegen die Schwester auf den Lippen und mit friedevollem Angesicht ging er in der Frühe des Morgens heim, — der verlorene Sohn in des Vaters Haus, wie ein Brand aus dem Feuer gerettet, geborgen in Ewigkeit. — Seine Kameraden waren alle wach, tief bewegt von dem eben erlebten Eindruck solchen Sterbens. — „Ach, Schwester, sagte der eine, „wer doch auch so sterben könnte“. „Ja“, klang es schlicht und einfach zurück, „er ist g e w i ß beim Seiland“. (Die Schmeltzhütte.)

### Gesetzlicher Schutz der Diakonistracht in Deutschland.

Am 23. August hat der Reichstag folgendes Gesetz, betreffend den Schutz von Berufsträgen und Berufsabzeichen für die Betätigung in der Krankenpflege angenommen, das am 1. Oktober 1913 bereits in Kraft getreten ist:

§ 1. Wer Trachten und Abzeichen, die im Deutschen Reiche als Berufsträgen oder Berufsabzeichen für die Betätigung in der Krankenpflege staatlich anerkannt sind, unbefugt trägt, wird mit G e l d - s t r a f e bis zu 150 Mark oder mit G a f t bestraft.

§ 2. Die Anwendung der Vorschrift des § 1 wird durch Abweichungen in der Tracht oder in dem Abzeichen nicht ausgeschlossen, sofern ungeachtet dieser Abweichung die Gefahr einer Verwechslung vorliegt.

In der B e g r ü n d u n g heißt es:

Mit dem Wunsche, zu einem Schutze ihrer Trachten und Abzeichen zu gelangen, sind die in der Krankenpflege tätigen Genossenschaften bereits seit geraumer Zeit hervorgetreten. Die Erhebungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß die Frage, ob ein gesetzlicher Schutz zu gewähren sei, bejaht werden muß. Diese Auffassung ist auch in einer Resolution des Reichstages ausgesprochen. Der vorliegende Gesetzentwurf dient zugleich der Absicht, den Krankenpflegegenossenschaften, die sich in schwerer Zeit mit aufopferungsvoller Hingabe in den Dienst des Vaterlandes gestellt haben, den Beweis der D a n k b a r k e i t und A n e r k e n n u n g zu geben.

Den Bundesstaaten verbleibt der Erlaß der Ausführungsvorschriften, insbesondere darüber, nach welchen Grundsätzen die staatliche Anerkennung einer Tracht oder eines Abzeichens zu erfolgen hat. Zur Herbeiführung der gebotenen Einheitlichkeit ist eine Vereinbarung zwischen den Bundesregierungen in Aussicht genommen.

Von seiten des Präsidiums des Kaiserswerther Verbandes sind drei Formen, die sog. Kaiserswerther, die Berlin-Bethanische und die ungestärkte Kriegs-Haube zum Schutz angemeldet worden. Unser Mutterhaus hat die an zweiter Stelle genannte in Gebrauch. Dadurch, daß die preußische Regierung durch das Kultusministerium



aufser der Gestalt der Haube auch die Form und Farbe des auf der Straße zu tragenden Kleides genau feststellen läßt, wird erst ein wirksamer Schutz der ganzen Tracht gegenüber unberechtigtem Gebrauch und irreführendem Mißbrauch für die Staatsbehörden ermöglicht. Hoffentlich wird damit der beabsichtigte Zweck erreicht.

(Berliner Arm- und Krankenfreund.)

**Anmerkung.**—Dieses Gesetz ist für amerikanische Schwestern, die ja nach dem Kriege gewiß wieder drüben Besuchsreisen machen wollen, von besonderer Bedeutung. Unsere Philadelphia Schwestern tragen die an zweiter Stelle genannte Haube. Diafonissen mit anderer Tracht dürften jedoch leicht Unannehmlichkeiten haben.

---

### Einiges von der 12. Konferenz der Lutherischen Diafonissenhäuser, gehalten in Brooklyn am 24. und 25. Mai 1916.

---

Es war uns eine große Freude, an der 12. Konferenz der Luth. Diafonissenhäuser Amerikas, die sich vom 24.—25. Mai d. J. im Norwegischen Diafonissenhaus in Brooklyn, N. Y., versammelte, teilnehmen zu können und reisten wir unter Führung unseres Rektors, Herrn Pastor Dr. E. F. Bachmann, am 23. Mai, nachmittags, zeitig nach dorten. Ist auch die Reise an sich kurz, so ist sie doch, nachdem man den Zug in New York verlassen, für einen Neuling so verwirrend und umständlich, daß man fast eine lange Fahrt nach dem Westen vorziehen möchte. Nun, Dank unserem erfahrenen Führer, kamen wir rechtzeitig an Ort und Stelle an und wurden aufs herzlichste empfangen. Wir fanden schon einige Gäste vor und bald waren fast alle von auswärtig Geladene da und es gab manche herzliche Begrüßung unter einander. Unsere freundlichen Gastgeber hatten es wohl nicht leicht, die vielen Gäste unterzubringen, doch der noch im Bau begriffene neue Flügel des Hospitals wurde noch im letzten Moment so weit fertig gestellt, daß wir alle darin aufs beste untergebracht werden und sehr behaglich wohnen konnten.

Nach dem Abendessen versammelten wir uns in der Kapelle des Mutterhauses, wo nach Gesang und Schriftverlesung der Vorsteher des Hauses, Herr Pastor Jonkalsrud, eine kurze Begrüßungsansprache hielt und der Konferenz Gottes Segen zu ihren Beratungen wünschte. Herr Pastor Dr. Bachmann nahm dann als Präsident der Konferenz das Wort und darnach Herr Dr. Roth aus Pittsburgh, der aus dem reichen Schatz seiner langjährigen Erinnerungen von seinen Beziehungen zu dem sel. Dr. Passavant sprach, dann übergehend auf die jetzige Zeit, seiner guten Zuversicht auf eine gedeihliche Entwicklung der Diafonissensache in diesem Lande Ausdruck gab.

Da es noch ziemlich früh war, wurde Herr Past. Oestebahl vom Mutterhaus in Chicago gebeten, sein Referat über das Thema: „Wie können wir die Kirche zu tieferem Interesse für die Diafonissensache erwecken?“ zu verlesen, doch wurde die Diskussion darüber für den nächsten Tag vorbehalten. Mit Gesang und Gebet schloß die Feier.

Am nächsten Morgen wurde die Konferenz eröffnet durch Pastor Morgan aus Minneapolis. Vertreten waren alle mit der Konferenz verbundenen Diaconissenhäuser außer dem in St. Paul, Minn., und dem in Brush, Col. Bei der Neuwahl der Beamten wurden als Präsident wiedergewählt Herr Pastor Dr. Bachmann und als Sekretär Herr Pastor Fritschel aus Milwaukee. Als Vice-Präsident wurde an Herrn Dr. Gay's Stelle Herr Pastor Jonkalsrud aus Brooklyn gewählt. Nachdem nun der geschäftliche Teil des Programms erledigt war, wurde zur Besprechung des am Abend vorher von Herrn Pastor Deistedahl verlesenen Referats übergegangen, über welche, wie auch über die folgenden Besprechungen, später berichtet werden wird. Dann verlas Schwester Julie Mergner aus Philadelphia ihr Referat über das Thema: „Wie weit sollten sich die Schwestern beteiligen können an der Leitung des Mutterhauses?“, welches Thema bereits in einer früheren Konferenz behandelt wurde und auch diesmal wieder eine lebhafte Diskussion hervorrief.

Bei der Nachmittags-Versammlung, die wieder von vielen Freunden und Bekannten der Anstalt besucht war, kam Herrn Pastor Fritschel's Referat über „Anstaltliche und außer-anstaltliche Liebes-tätigkeit“ zur Verlesung und Besprechung und dann nahm der „Fragekasten“ den Rest des Nachmittags noch in Anspruch.

Die Abendsitzung brachte uns noch zwei Referate, das eine wieder von Herrn Pastor Fritschel: „Wie weit sollten die Rechte eines Mutterhauses geltend gemacht werden in von seinen Schwestern bedienten Außenstationen?“ und das andere der Oberin Schw. Sophia Tesson aus Baltimore: „Wo liegt das Opfer im Diaconissenberuf?“ Letzteres Referat soll durch Abdruck in den kirchlichen Blättern einem größeren Leserkreise zur Kenntnis gebracht werden.

Donnerstag wurde, wie üblich, mit der Andacht begonnen und folgte dann Herrn Pastor Gay's Referat über: „Ist die gegenwärtige Form der Diaconie die beste für unser Land und unsere Zeit?“, das Anlaß zu lebhafter Debatte gab. Darnach wurden noch die Berichte der Komiteen entgegengenommen und schließlich verlas Pastor Bachmann seine Ausführungen über das Thema: „Etlche Grundwahrheiten, die die Diaconie betont und dem modernen religiösen Leben nötig sind“, die ohne Diskussion angenommen wurden und einen schönen Abschluß der Verhandlungen bildeten.

Für den Nachmittag war eine Automobilfahrt in Aussicht genommen, um den Gästen etwas von Brooklyn und seinem schönen Seestrand und Prospect Park zu zeigen. Leider zog gleich nach Beginn der Fahrt ein Gewitter auf, doch war es nur von kurzer Dauer und brachte uns den Vorteil, daß der Staub sich legte und die Luft herrlich frisch wurde. So war die Fahrt äußerst befriedigend und genüßreich und werden gewiß alle Teilnehmer mit Vergnügen an dieselbe denken.

Am Abend fand als Höhepunkt und zugleich Schluß der Konferenz ein öffentlicher Gottesdienst in der deutsch-luth. St. Jacobus Kirche, Herr Pastor H. C. Meyer, statt, der aber leider nicht so gut besucht war, als man erwartet hatte, was wohl auf Rechnung des am selben Tage stattfindenden 50. Jubiläums der Wartburg zu setzen

war. Immerhin war eine zahlreiche Gemeinde erschienen. Nach Gesang, Schriftverlesen und Gebet von Herrn Pastor Peterson aus Chicago hielt Herr Pastor Dr. Bachmann eine englische Ansprache, worin er den Dank der Konferenz für die Gastfreundschaft des Brooklyn Mutterhauses Ausdruck gab und dann noch in deutscher Sprache sich an die Gemeinde wandte mit einer warmen Empfehlung der Diakonissensache. Darnach folgten in englischer Sprache Herr Pastor Deftstedahl, Herr Pastor Dr. Hay und Herr Pastor Dr. Roth. Wir hoffen, die Ansprachen noch in Druck zu sehen. Herr Pastor Getty, ein Vertreter des Baltimore Hauses, schloß die Feier mit Gebet und Segen. Was uns an dieser Konferenz besonders wohlthuend auffiel, war das lebhafteste Interesse, das die zu allen Sitzungen erschienenen Freunde der Anstalt den Verhandlungen entgegenbrachten, und es steht zu hoffen, daß gar manche ein besseres Verständnis für die Diakonissensache erhalten haben und dieselbe mehr und mehr lieb gewinnen werden, dazu gebe Gott seinen Segen. Schw. W.

---

### Einfegung.

---

Unsere Pfingstfreude wurde noch beträchtlich erhöht durch die Einfegung von fünf Probeschwestern als Diakonissen am Nachmittag des Pfingstfestes. Zu der Feier hatten sich außer der Hausgemeinde und Gliedern des Verwaltungsrats auch Verwandte der Schwestern und zahlreiche Freunde eingefunden. Der Schwesternchor trug wesentlich zur Hebung der ernsten und doch fröhlichen Feier bei. Die Ansprache steht in diesem Heft an Stelle der üblichen Schriftbetrachtung. Der dabei betonte amtliche Charakter der Diakonie gründet sich auf die letzten September vom General Konzil einstimmig beschlossene Auslegung aller bisherigen Beschlüsse betreffs der Diakonie in der Organisation der Kirche. Wohl hat eine solche Anerkennung keinen Einfluß auf den Charakter des Dienstes selbst, doch erhöht dieselbe das Bewußtsein der Verantwortung gegenüber der Kirche und stärkt die Zuversicht auf immer tatkräftigeres Zusammenarbeiten mit unseren kirchlichen Behörden. Dazu bedarf freilich das Mutterhaus einer stets zunehmenden Schwesternschar. Eingesegnet wurden nach wenigstens sechs Jahre langer Probezeit Schw. Anna Adelsheid Köster aus Hannover, Schw. Elisabeth Grunow aus Pittsfield, Mass., Schw. Anna Magdalena Scheyhing aus Bridgeton, N. J., Schw. Emma Knippfscheer und Schw. Friederike Fessler, beide aus Philadelphia. Der treue Gott erfülle seine Verheißung an ihnen, gönne ihnen langjährigen Dienst im Werke der Barmherzigkeit und setze sie vielen zum Segen.

---

### Zur Anstaltschronik.

---

Unsere Lankenau-Schule schloß am Mittwoch, den 14. Juni mit einer Feier, die von unserem Präsidenten, Herrn Richter Staafe, in seiner Ansprache bei Ueberreichung der Diplome an die abgehende



Masse als wohl die beste seit Gründung der Schule bezeichnet wurde. Näheres über diese Schlussfeier wie über die Schule überhaupt wird der „Diakonissenfreund“ in der nächsten Nummer bringen. Schon am folgenden Tage zogen Schwestern, Lehrerinnen u. 14 Schülerinnen hinunter nach dem Sommerhaus der Schule in Cape May Point. Mögen sich alle in der frähtigenden Seeluft gründlich erholen!

Ferien! Das hören auch die Schwestern gern. Manche von ihnen haben sie schon zum Teil hinter sich; andere freuen sich, daß sie ihnen noch bevorstehen. Manche verleben sie ganz in der Villa Lanfenan, andere nur zum Teil, um auch Eltern und nahe Verwandte besuchen zu können. Die Hauptsache ist wirkliche Erholung und — Stille. Wer ohne innere Sammlung und Stärkung in die Arbeit zurückkehrt, ist in der Verwendung der Ferien nicht treu gewesen und wird gar bald an sich selbst erfahren, daß Untreue ihren eigenen Herrn schlägt. Wer dagegen die Ferien weislich ausnützt als Mittel zum Zweck, zur weiteren Kräftigung im Dienste Gottes, wird aus denselben in die Arbeit zurückkehren mit frischer Kraft und neuem Mut.

### Quittungen.

1916: Frau Pfarrer Schwarz — Frau Pfarrer Vellon — Fräul. A. Trute — Fräul. Sarah Westleh — Fräul. N. R. Ohl — Fräul. C. Endlich — Fräul. M. M. Gerndt — Frau Ernestine Schaefer — Herr P. E. J. Buh — Frau Christine Rubefus — Frau Hilgart — Frau Ketterlinus — Frau Holzhauser — Frau Grahn — Frau Menf — Frau Stoll — Frau Flodt — Frau Kunkel — Frau Ruth — Frau Hieronimus — Frau Prante — Herr u. Frau Scheidemantel — Frau Ellebrecht — Fräul. L. Weisler — Frau Geo. Wente — Schw. Marie Dehler — Schw. Marie Fuchs — Fräul. Hilba Crusius — Fräul. Margarete Kunzmann — Frau F. Thum — Herr P. W. Arndt 2 Gr. — Frau A. Hering — Fräul. Christine Weinmann — Fräul. Louise Leuschner — Fräul. M. Mengert — Schw. Bertha Pauli — Frau C. Vossertsen — Frau Maria Keller — Herr P. J. J. Heischmann, D.D. — Herr C. R. Teubner — Frau A. Pahl — Frau A. Braun — Frau Schönhut — Frau G. Nagel — Frau A. Urban — Frau Maisch — Frau Alois Preis — Fräul. Christine Becker — Fräul. Martha Hennigs — Herr Henry Wisel — Herr P. Ph. Ffenschmidt, D.D., 15 Gr. — Herr P. A. W. Werder, 50 Gr. — Frau Henry Kiefer — Fräul. Lina Hoff — Fräulein C. Adersmann — Frau Geo. Heusen — Herr P. P. J. Hoh — Frau Pauline Goerlach.

1915: Frau William Steinhauer — Frau Elisabeth Damm — Frau Anna Klein — Frau Christine Pabst — Frau M. Inzelmann — Fräulein M. O. Jensen.

1917: Frau G. B. Reiner — Frau Meta Spiggle — Frau Carl Zabel.

1918: Herr P. W. C. Heher — Frau L. Ebele.

1919: Fräul. E. Kuniz — Frau Emilie Spieß — Herr P. C. Strahmer.

1920: Herr J. Hollweg — Frau E. Grunow — Herr Wm. Fillbrandt.

1921: Frau Wm. Burf.

1922: Herr P. C. Poffelt.

# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

Juli 1916.

No. 7.

Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Pf. 121, 2.

In diesen Wochen richtet sich unser Blick mit besonderem Verlangen auf die Natur. Wer irgend kann, entflieht dem aufreibenden Berufsleben in der Stadt und eilt aufs Land oder an die See in der Erwartung, von dort neu gestärkt in die Arbeit zurück zu kehren. Es hat wohl einen tiefen Sinn, daß die hl. Schrift den Brudermörder Kain als den Gründer der ersten Stadt nennt; dagegen beweist die Erfahrung, daß ein wirkliches Gotteskind nie ohne alle Freude und Verständnis für die Natur ist. Draußen muten uns Himmel und Erde ganz anders an als in der Stadt, wo nur einzelne Blumen und Bäume an Feld und Wald erinnern und die enge, hohe Häuserreihe nur einen schmalen Streifen des Firmaments erblicken läßt. Wohl dem, der die Sehnsucht nach der freien Natur bewahrt hat und stillen darf! Mancher nimmt auch gern ein Lehrbuch mit, um ihm die Augen zu öffnen für die Wunder, die zu schauen sind vom kleinsten Moos bis zu den fernsten Sternen; doch nur derjenige wird mit rechtem Verständnis und Gewinn die Natur betrachten, der sich ihre Geheimnisse erschließen läßt vom Schöpfer selbst im hl. Bibelbuch. Hier findet er zwar keine Naturgeschichte im gewöhnlichen Sinne, aber doch den einzig zuverlässigen Aufschluß über das Woher und Wohin, über das Wie und Warum. Die Wunder der Natur erwecken dann nicht nur Staunen, sondern führen zur dankbaren Anbetung Gottes, dessen Allmacht, Weisheit und Güte alles menschliche Begriffsvermögen weit übersteigt. So wird die Naturbetrachtung uns zur Glaubensstärkung, denn der Gott der Natur ist ja unser Gott, mein Gott, der mit seiner ganzen Allmacht, Weisheit und Güte mir zur Seite steht. Wie trefflich macht der Psalmist die praktische Anwendung davon auf seine eigne Notlage, wenn er getröstet singt: „Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!“ Für meinen Gott, den Schöpfer und Regierer des Weltalls ist es ein Geringes, mich aus der denkbar größten Not zu reißen. Hat mich tödliche Krankheit gepackt, leide ich unter schwierigen Verhältnissen, stehe ich arm und verlassen in der Welt, haben sich übermächtige Feinde gegen mich verschworen, dennoch darf ich rühmen: „Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Laß dir in keiner Not den Blick nach oben trüben, den Sinn für diese trostreiche Wahrheit verwirren. Möchten doch alle, die in die „Sommerfrische“ eilen, auch dem Höchsten und Nötigsten nachsinnen und auch aus der Betrachtung der Natur neue Glaubensstärkung gewinnen für des Lebens Arbeit und Leiden!

## Geschichtliches über Frauendienst und das Amt der Diakonissen.

### II.

Marina und Olympias, die zwei hervorragendsten Diakonissen des vierten Jahrhunderts.

Wie schon erwähnt war das 4. Jahrhundert die Blütezeit des altkirchlichen Diakonissentums. Unter den wenigen Namen einzelner Persönlichkeiten, die auf uns gekommen sind, leuchten die Namen Marina und Olympias besonders hervor. Die ältere von beiden ist Marina. Sie war das älteste von 9 Kindern einer vornehmen und reichen christlichen Familie in Kleinasien. Eine Reihe Märtyrer und Bekenner zählten zu ihren Ahnen. Ihre Großeltern väterlicher Seits waren dem Tode entgangen, indem sie sich 7 Jahre in den unzugänglichen Wäldern des nördlichen Kleasiens verbargen. Der Vater ihrer Mutter war den Märtyrertod gestorben. Ihre Brüder waren die berühmten Kirchenväter Basilus der Große und Gregor von Nyssa.

Marina besaß außergewöhnliche Geistesgaben und hatte auch die große Schönheit ihrer Mutter geerbt. Ein noch wertvollerer Besitz war die sittliche Reinheit, Lauterkeit und Festigkeit ihres Charakters und ihre Liebe zu Gottes Wort. In diesem wurde sie von ihrer Mutter unterwiesen, die sie nicht nur lehrte, sondern auch mit ihr lernte, so daß ein großer Teil der heiligen Worte ihrem Gedächtnis eingeprägt wurde. Dabei war sie auch in allen häuslichen Arbeiten wohlbewandert. So reifte sie zur Jungfrau heran und entfaltete sich wie eine wunderbare Blume voll Duft und Schönheit. Ein Schwarm von Freiern nahte sich. Aus diesen wählte ihr vortrefflicher Vater einen durch Herkunft und Trömmigkeit gleich ausgezeichneten Jüngling, der sich auch in seinem Beruf bereits einen geachteten Namen erworben hatte. Die Wahl des Vaters entsprach dem Zug ihres eigenen Herzens, und Marina war für kurze Zeit eine glückliche Braut. Aber es kam nicht zur Hochzeit, denn der Bräutigam starb plötzlich. Von weiteren Anträgen wollte Marina nichts mehr hören. Sie ließ sich dann zur Diakonisse einsegnen. Es darf wohl angenommen werden, daß sie den Pflichten dieses Amtes dieselbe Treue und Gewissenhaftigkeit widmete, mit der sie ihr Verlöbniß erfaßt hatte, das sie auch nach dem Tode des Bräutigams noch als ein bindendes ansah. Wie sie sich in diesen Pflichten im einzelnen betätigte, erfahren wir leider nicht. Wohl aber wird hervorgehoben, was für einen großen, bestimmenden Einfluß sie auf ihre Brüder hatte, die durch sie zu Christo kamen. Daß aus ihrem hochbegabten Bruder Basilus der große Kirchenvater wurde, hatte die Kirche nächst Gott ihrem Einfluß zu verdanken.

Ihr zweiter Bruder Naukratius hatte eine glänzende Laufbahn aufgegeben und lebte in einer einsamen Waldgrotte. Dort fand man ihn eines Tages mit blutender Wunde tot. Dieser Unglücksfall veranlaßte Marina und ihre Mutter, sich ganz von der Welt zurückzu-



ziehen. Der Vater war schon früher gestorben, die Kinder waren alle versorgt. In dem kleinen Dörflein Annesi, tief im Gebirgswald gelegen, lebten sie fortan unter frommen Übungen in klösterlicher Einsamkeit. Ihre gleichgesinnte Dienerschaft teilte die neue Lebensweise, nicht als Dienerinnen sondern als gleichgestellte Genossen. Basil und Gregor kamen öfter sie zu besuchen. Letzterer sagt von dieser Zeit, es sei ein Leben nach der Hehnlichkeit der Engel gewesen. Ihren Diakonissenberuf in ihrer Heimatstadt Cäsarea hatte Makrina aufgegeben, doch übte sie weiter Diakonissendienste an den Leidenden und Armen in Annesi und im Tale umher.

Die Mutter starb hochbetagt, und auch Basilus ging seiner Schwester im Tode voran. Neun Monate später besuchte Gregor von Nyssa vom Konzil in Antiochien zurückkehrend die Schwester. Seit acht Jahren hatte er sie nicht gesehen. Er fand sie schwer erkrankt. Er war gekommen, sie zu trösten über den Tod ihres Bruders, aber der Schmerz übermannte ihn und die zu Tröstende ward zur Trösterin. Sie sprach noch viel mit ihrem Bruder von Eltern, Jugendzeit, traurigen und fröhlichen Erlebnissen, und das Gespräch mündete aus in Lob und Dank gegen Gott. Schon der folgende Tag war ihr letzter. Es war ein Tag des Betens, Lobens und Dankens. Als der Abend anfang herabzusinken, sprach sie nicht mehr mit den Umstehenden, nur noch mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme zu ihrem Schöpfer und Heiland. Der Bruder saß am Lager und zeichnete später ihre letzten Worte auf, die er als ein heiliges Vermächtnis bewahrte. So entschlief Makrina und Gregor drückte ihr die Augen zu.

Makrinas Leben entspricht nicht dem Diakonissenideal der gegenwärtigen Zeit. Nicht Weltflucht sondern Weltüberwindung scheint uns das Geforderte zu sein. Aber doch sind von diesem Leben Segensströme ausgegangen, und wer wollte leugnen, daß seine tiefe Innerlichkeit, dies reiche Leben mit Christo verborgen in Gott ein leuchtendes Vorbild ist auch für unsere Zeit, die in ihrer Vielgeschäftigkeit nur zu leicht vergißt, daß „Maria das gute Teil erwählt hat.“

Ganz anders verlief das Leben von Olympias. Sie wurde 368 geboren und verlor sehr bald ihre Eltern, die ihr „unermesslichen Reichtum“ hinterließen. Theodosia, eine fromme Witwe, erzog sie. Die hohe Geburt des Mädchens, ihr großer Reichtum, ihre aufblühende Schönheit und der große geistige Erfolg ihrer Erziehung machten sie viel bewundert und begehrt. Sehr frühzeitig wurde sie vermählt mit Nebridius, der zuerst bei Kaiser Theodosius dem Großen Güterverwalter und hernach Präsekt der Residenzstadt Konstantinopel war. Die Ehe dauerte nicht länger als 20 Monate, dann starb Nebridius. Olympias war 18 Jahre alt. Es fehlte nicht an weiteren Bewerbern um ihre Hand. Der Kaiser selbst warb zweimal im Namen eines jungen Verwandten. Aber Olympias, die schon durch Theodosia das Leben und die Geschäfte des christlichen Witwenstandes kennen und lieben gelernt hatte, erklärte standhaft, daß sie fortan ihr Leben als Witwe zubringen wolle. Um sie zu zwingen,

entzog ihr der Kaiser die Verwaltung ihres Vermögens und gab ihr den Präfecten von Constantinopel zum Vormund, der sie mit aller Strenge behandelte. Darauf schrieb sie dem Kaiser: „Ihr habt, o Herr, gegen eure demütige Dienerin die Weisheit und Güte nicht bloß eines Herrschers, sondern eines Bischofs bewiesen, indem ihr die schwere Last, die ich besitze, einem Beamten aufludet und mich dadurch von der Sorge und Unruhe befreitet, welche mir die Notwendigkeit sie gut zu verwalten auferlegt hätte. Um eines bitte ich nun noch, und dadurch würdet ihr meine Freude sehr vergrößern: Gebet den Befehl, sie unter die Kirche und die Armen zu verteilen. Schon lange fühle ich die Regungen der Eitelkeit, welche die eigene Austheilung gewöhnlich begleitet, und ich fürchte, die Störungen der zeitlichen Güter möchten mich jene wahren, welche die göttlichen und geistlichen sind, vernachlässigen lassen.“

Theodosius gab ihr später die Verwaltung ihrer Güter zurück, sie aber lebte aufs einfachste und übte sich in Fasten, Wachen und mancherlei Entbehrung. Ihr großes Vermögen verwendete sie aufs freigebigste für die Kirche und für die Armen. Chrysostomus leitete ihr Wohltun, das oft alles Maß überschritten zu haben scheint und oft Unwürdigen zu Theil werden mochte, in gesunde Bahnen. Er erinnerte sie, daß sie auch davon werde Rechenschaft ablegen müssen, wie sie gegeben. „Willst du mir daher folgen, so richte deine Geschenke nach den Bedürfnissen derer, die dich bitten. Auf diese Weise wirst du mehreren helfen können und von Gott die Belohnung für deine Liebe und Weisheit erhalten.“

Von Bischof Nectarius, dem Vorgänger von Chrysostomus, war sie zur Diaconisse geweiht worden und verrichtete alle die Dienste, welche den Diaconissen in Constantinopel zugewiesen waren. Sie hatte sich dann eng an Chrysostomus angeschlossen, der ihr ein geistlicher Vater wurde. Als Chrysostomus durch den Haß seiner Feinde aus Constantinopel vertrieben wurde und in die Verbannung gehen mußte, stand Olympias treu zu ihm, und daher begann nun auch für sie eine rechte Leidenszeit. Nicht lange nachdem Chrysostomus Constantinopel verlassen hatte, brach in seiner Kirche ein Brand aus, der die Kirche zerstörte und von einem heftigen Wind getragen, unter Verschönerung der Zwischenhäuser den Palast des Senats ergriff und ihn niederbrannte. Die Feinde des großen Patriarchen Chrysostomus beschuldigten seine Anhänger der Brandlegung, weshalb nicht bloß der Pöbel sie verfolgte und schändlich behandelte, sondern auch viele von ihnen eingekerkert wurden und mehrere im Kerker starben. Da aber bei der gerichtlichen Verfolgung durchaus nichts gegen die Gefangenen bewiesen werden konnte, befahl der Kaiser sie frei zu lassen. Dennoch begann der Stadtpräfect nach einigen Monaten eine neue Untersuchung, bei der die Folter gebraucht wurde. Ein Priester hatte grauenvoll zu leiden. Ein Vektor starb unter der Folter. Auch Olympias wurde verhört und gefragt, weshalb sie das Feuer angelegt hätte, Man ließ sie nach ihrer Verantwortung zwar unangefochten gehen, aber das Erlebte verursachte ihr eine langwierige Krankheit. Da sie den neuen Patriarchen nicht anerkennen wollte, wurde sie

faum genesen aus der Stadt verbannt. Als sie nach vielem Umherirren zurückkehrte, schleppte man sie noch wiederholt vor den Richtstuhl und legte ihr große Geldstrafen auf. Ihre Güter wurden verkauft, ihre Landhäuser vom Volk geplündert, die Schergen zerrissen ihr bei ihren Verantwortungen die Kleider und mißhandelten sie und der Kreis von Jungfrauen, den sie leitete, wurde zerstreut und verbannt.

Der verbannte Bischof suchte in diesem Jammer durch zahlreiche Briefe sie zu erquickern und aufzurichten. Sie dagegen ließ es sich nicht nehmen, ihn in der Verbannung wenigstens mit dem Nötigsten zu versorgen. Schmerz und Kummer zehrten an ihrem Leben. Chrysostomus starb 407. Das Jahr von Olympias Tod wird verschieden angegeben, 410, nach anderen 420 soll sie gestorben sein. Uhlhorn sagt von ihr: „Olympias ist eine der gesündesten Erscheinungen ihrer Zeit. Sie ist überall natürlich, niemals kokettiert sie mit ihrer Armut und ihrem einfachen Kleide, ein großer Zug der Demut neben edler Hoheit geht durch ihr Bild.“

---

### Unsere Schule.

---

Dieselbe hat am 14. Juni ihr 26. Schuljahr vollendet. Während wir mit dankbarem Herzen zurückblicken auf das verflossene Jahr, kommt uns unwillkürlich das Wort im Propheten Daniel in den Sinn von den Gassen und Mauern, die gebaut werden „wiewohl in künmerlicher Zeit“ (Dan. 9, 25). Manches unter uns tut seine Arbeit mit schwerem Herzen in dieser betäubten Zeit, deren tiefes Herzeleid und namenlosen Jammer wir auch hier in der Ferne mit den Unfrigen empfinden, ohne daß uns doch die hehre Größe dieser selben Zeit handgreiflich nahe treten könnte. Aber das sind Dinge, von denen es heißt: „Schweig, leid und trag, an Gott nicht verzag.“ Der Lehrer würde förlich tun, der von den Schülern Verständnis und Sympathie erwarten wollte für das, was ihn drückt. Seine Aufgabe ist es, in der Hingabe an seine Arbeit und bei liebevollem Interesse für die Freuden und Leiden der Schüler das eigene Leid zu vergessen. Was weiß die sorglose Jugend hier von dem ungeheuren Jammer jenseits des Weltmeers! Und wie könnte man ihr denselben auch nur annähernd begreiflich machen! Man kann ja überhaupt nur mit Vorsicht ihr gegenüber diese Dinge berühren, denn die Sympathien der Kinder folgen natürlich denen der Eltern, und die sind lange nicht alle auf einer Seite. Aber „die Gassen und Mauern sind doch gebaut worden, wiewohl in künmerlicher Zeit.“ Gottes Barmherzigkeit hat noch kein Ende. — Unsere Arbeit geht weiter und wächst langsam, bald werden wir die großen Räume, die uns jetzt zur Verfügung stehen, völlig ausgefüllt haben.

Äußerlich angesehen gleicht natürlich so ein Schuljahr ziemlich wie ein Ei dem andern. Es ist „des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr.“ Doch nur äußerlich, denn was könnte es Mannigfaltigeres geben als die Entfaltung der Kinderseelen in dem beständigen Kampf der zwei Naturen, den Luther im Hauptstück von der Taufe so an-



schaulich schildert. Wo wirklich die rechte Umgebung des Lehrers vorhanden ist, da besteht sein Amt nicht nur im Einprägen eines gewissen Quantum von Kenntnissen, sondern auch in einem fortwährenden Studium, wie er dem Schüler am besten helfen könne, daß der alte Adam sterbe, der neue Mensch aber gedeihe und sich entfalte Gott und Menschen zur Freude. Jedes Menschenkind hat trotz allem Gemeinsamen doch wieder seine besondere Eigenart, die erfaßt und entsprechend behandelt sein will. Dabei muß der Glaube an das göttliche Ebenbild auch in dem anscheinend wenig versprechenden Kinde festgehalten werden, denn die Erfahrung lehrt, daß mit dem Vertrauen des Lehrers zu dem Schüler auch sein Einfluß zum Guten bei demselben aufhört. Bedenkt man diese Dinge, so eröffnet sich ein Blick in das äußerlich oft so einförmige, innerlich aber vielbewegte Leben des Lehrers. Aber man begreift auch, daß ein Bericht nur die Oberfläche streifen kann.

Wenige Tage vor Schulanfang kehrte die Cape May Point Ferienkolonie von ihrem vergnügten Sommeraufenthalt zurück. Am 15. September wurde die Schule mit 100 Schülerinnen wieder eröffnet; 7 Nachzügler folgten in den nächsten Wochen. Nach dem ersten Semester traten 10 aus und 5 neue traten ein. Der Jahresdurchschnitt belief sich auf etwa 100 Schülerinnen. Wie fast noch in jedem Jahr machten wir auch in diesem die betrübliche Erfahrung, daß bei verschiedenen Schülerinnen einem vielversprechenden Anfang Stillstand und schließlich Verlassen der Schule folgte, weil unverständigen Eltern Wunsch und Laune ihrer Kinder Gesetz ist und sie nicht bedenken, daß dem Kinde Unrecht geschieht, dessen Erziehung von seinen eigenen Wünschen und Launen abhängig gemacht wird.

Die Schule ist im Laufe der Jahre von den 2 Klassen, mit denen vor 26 Jahren angefangen wurde, zu einer 12klassigen, sorgfältig abgestuften Erziehungsanstalt erweitert worden. In diesem Jahre wurde ein Haushaltungskursus hinzugefügt, "Domestic Science", wie man es hier zu nennen pflegt. Neben dem Unterricht in häuslichen Arbeiten werden die Schülerinnen in diesem Kursus auch zu geistiger Fortbildung angeleitet.

Die Grippe Epidemie, von der Philadelphia im Dezember heimgesucht wurde, streifte auch die Schule. Doch genasen die Patienten alle rechtzeitig, um für die Weihnachtsferien nach Hause gehen zu können. Im März machten die Masern einen unliebsamen Besuch. Als die 3 ersten Patienten wiederhergestellt waren und das Isolierhaus verlassen konnten, erkrankten 2 weitere und mußten die Osterferien im Isolierhaus verbringen. In dieser Zeit durften wir wieder Schwester Luise Freys freundliche Hilfe erfahren, unter deren selbstloser und liebevoller Pflege wir die Kinder so wohl geborgen wissen. Auch diese Sorge ging glücklich vorüber, und dann kam der Frühling und damit die Möglichkeit des Spielens im Freien, was nach dem langen Winter immer so besonders wohlthuend empfunden wird. Es ist ein großer, wenn auch zunächst unerfüllbarer Wunsch, eines Tages einen Dachgarten als Spielplatz zu besitzen, der bis in den Spätherbst, teilweise sogar im Winter und dann wieder sehr bald im

Frühjahr benützt werden kann, wenn die Spielplätze im Garten der Bodenfeuchtigkeit wegen noch unbrauchbar sind. Sollte einer der freundlichen Leser für solchen edlen Zweck \$5,000 übrig haben, so wäre hier eine Gelegenheit, der lieben Jugend viel Gutes zu tun. Jetzt ist man zu solchen Zeiten ausschließlich auf den Turnsaal angewiesen.

Doch fehlte es auch sonst neben dem Ernst der Arbeit nicht an angenehmer und anregender Unterhaltung. Eine Vereinigung früherer Schülerinnen in New York schenkte der Schule letzten Herbst aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums ein sehr schönes Victrola mit einer ganzen Anzahl feiner „Records“, die seitdem noch vermehrt wurden durch andere freundliche Geber. Dies hat manchen Abend verschönt. Vorlesungen mit Lichtbildern oder anderweitig illustriert, Schulkonzerte und andere Konzerte, Darstellung deutscher Gedichte durch Schattenbilder, Ausflüge nach interessanten Punkten in der Stadt und deren Umgebung, ein patriotischer Abend Lincoln und Washington zu Ehren, Schillers „Turandot“ aufgeführt durch die deutschen Oberklassen u.f.w., boten eine Fülle von Abwechslung, Unterhaltung und Belehrung. So verstrich das Schuljahr im Wechsel von Spiel und Arbeit schnell wie immer. Auch die meisten Schülerinnen fanden, als der Schluß kam, daß es doch recht schnell vergangen sei.

Die Resultate waren im Ganzen befriedigend. Einzelne gibt es ja leider immer, die aller Mahnungen ungeachtet, die Arbeit auf die lange Bank schieben. Und wenn wie gewöhnlich die Bank dann doch nicht lang genug war und mit dem Schlußzeugnis das negative Resultat in unbarmherzigem Schwarz auf Weiß vor dem kleinen Sünder liegt, dann gibt es lange und betrübtte Gesichter, aber nicht nur bei den Schülern, sondern auch bei den Lehrern. Erstere freilich sind nur allzu geneigt anzunehmen, daß sie eigentlich alles für die Lehrer lernen müssen, was ja auch in gewissem Sinne zutrifft, denn es ist dem rechten Lehrer ein Herzensanliegen, daß etwas Ordentliches gelernt wird und ein negatives Resultat betrübt ihn vielleicht noch mehr als den Schüler. Im günstigen Fall gibt es dann bei letzterem einige Reue und Vorsätze der Besserung, oder aber das schlechte Gewissen wird mit „I don't care“ und „I couldn't help it“ beschwichtigt und die jungen Leichtfüße haben sich bald wieder getröstet.

Der letzte Tag ist ein Tag von großer Wichtigkeit für die Graduanten. Es waren nur 3 in diesem Jahr. Die anderen Schülerinnen, die mit ihnen in die Oberschule eingetreten waren, sind im Lauf der Zeit abgetropft, nur diese 3 hatten das Ziel erreicht. Der Morgen des letzten Tages ist mit Packen und Abräumen ausgefüllt. Nachmittags war die Schlußfeier, zu der sich zahlreiche Verwandte und Freunde der Graduanten eingefunden hatten. Sie verlief in der üblichen Weise. Doch wurde mit Befriedigung bemerkt und von dem Präsidenten des Verwaltungsrates bei der Verteilung der Diplome noch speziell hervorgehoben, daß von den Graduanten besonders Gutes geleistet worden war.

Die jüngeren Kinder verließen zum großen Teil noch an demselben Tag in Begleitung ihrer Eltern die Schule. Am nächsten Tag ging dann alles fort bis auf die Cape May Kolonie, die einen Tag später abreiste. 14 Schülerinnen, d. h. so viele als das Haus fassen kann, sind jetzt unten und verbringen in der freundlichen Schul Cottage unter der Obhut von dreien ihrer Lehrerinnen eine vergnügte Ferienzeit. Das große Haus hier ist leer. Schülerinnen und Lehrerinnen sind in alle Winde zerstreut. Aber fleißige Hände sind geschäftig mit Putzen und Reinmachen, Reparieren von allerlei Vauschäden und neuen wünschenswerten Verbesserungen. Und im Herbst kehrt, wills Gott, eine fröhliche Schülerschaar zurück, um mit ihren Lehrern ein neues Arbeitsjahr zu beginnen.

---

### Zur Anstaltschronik.

---

Dem Schulschluß gingen auch diesmal zwei Ereignisse voraus, die Schülerinnen wichtig erscheinen, — das Tennis-Wettspiel am Samstag, den 10. Juni, das stets bei allen lebhaften Anklang findet und der „Empfang“ am 13. Juni, den die dritte Seniorsklasse zu Ehren der vierten, der graduierenden, auch in diesem Jahre veranstaltete. Hierzu wird die Fakultät besonders eingeladen und hat willkommene Gelegenheit, in zwanglosem Umgang mit den Schülerinnen den Abschied zu feiern. Auch diesmal verdiente das von der dritten Klasse gebotene, mit gutem Humor gewürzte Programm, wie auch die sinnige Tischdekoration den allseitigen Beifall. Solche Festlichkeiten gehören später im Leben mit zu den angenehmen Erinnerungen aus dem Schulleben.

Wir hatten alle Ursache Gott zu danken für den guten Gesundheitszustand unserer Schwestern. Da traf leider am 15. Juli unsere leitende Kindergartenschwester, Schw. Anna Maria Enderlein, auf der Eisenbahnfahrt nach Cape May ein Schlaganfall. Doch auch hier war Gott gnädig. Ihr Befinden war genügend günstig, um auf ärztlichen Rat sie schon am Morgen des 18. nach dem Deutschen Hospital zurückbringen zu dürfen. Die Hoffnung ist begründet, daß sie mit Gottes Hilfe wieder genesen wird. Möge sie ihre gesegnete Arbeit auch noch weiter fortsetzen können! Ob wir aber in diesem Herbst einen Kursus für Lehrerinnen eröffnen können, ist zunächst noch fraglich.

Am 17. Juli erreichte uns die Nachricht, daß Schw. Elisabeth Heibek, die im Altenheim zu Erie, Pa., der Schw. Frieda Bröcker seit einem Jahre hilft, sich eine ernste Rippenfellentzündung zugezogen habe. Hoffentlich wird Schw. Frieda Wente, die gerade in Erie bei ihren Eltern in Ferien weilt, in dieser Notlage aushelfen können. Gott wolle auch unsere Schw. Elisabeth bald wieder herstellen und ebenfalls unsere anderen Schwestern bewahren und dienstfähig erhalten, denn allenthalben drohen die Anforderungen unsere Zahl und Kräfte zu übersteigen.



# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

August 1916.

No. 8.

Lebet Gott in Christo Jesu, unserem Herrn. Röm. 6, 11.

Unserem Gott leben — ob wir das wirklich schon erfasst haben, je recht erfassen werden? Ganz für Gott leben, sein Werk, sein Reich, seine Ehre zu unserem Daseinszweck machen, das ist es. Das dünkte die Menschen zu hoch gegriffen, zu viel verlangt. Daß dieses unsere Pflicht ist, geben wohl noch manche zu, die vom Katechismus her sich des Paulusworts erinnern, daß wir mit Christo begraben sind durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus auferweckt ist durch die Herrlichkeit des Vaters, also auch wir in einem neuen Leben wandeln sollen (Röm. 6); daß aber in solchem Gott geweihten Leben die höchste Befriedigung und Freude liegt, ist ihnen verborgen geblieben, weil sie mit einem solchen Leben nie Ernst gemacht. Sie haben noch nicht gefunden, weil sie noch nicht ernstlich gesucht haben. Die Erfahrenen wissen, daß das Leben nur durch die rückhaltlose Hingabe an Gott wahren Wert erhält. Sie reißt aus der Zerfahrenheit und dem planlosen, eiteln Hasten heraus und gibt dem Leben ein einheitliches Gepräge, eine heilige Einfachheit, die alles Begehren und Streben, alles Lernen und Wirken, alles Genießen und Leiden unter den einen großen Gedanken stellt: Zur Ehre Gottes! Wunderbar gestaltet sich ein solches Leben, das für Gott und in Gott geführt wird, sei es gleich nach außen unscheinbar. Weil es in Gott wurzelt, ist es nicht abhängig von irdischen Verhältnissen, sondern empfängt von Gott alles, was es bedarf. Was dieses Erdenleben bietet, und aufbürdet, wird mit Dankagung empfangen oder getragen und völlig dem himmlischen Ziel untergeordnet. Das ist dem natürlichen Menschen so unverständlich, wie dem Gotteskinde selbstverständlich. Diesem ist daher Weltentfagung keine Last, sondern eine Lust; Selbstverleugnung kein Schmerz, sondern eine Befreiung. Er lebt ja Gott!

Wie man dazu kommt, fragst du? Nur in Christo Jesu, unserem Herrn. Dem natürlichen Menschen hilft kein anderer Rat, als daß er sich an Jesum wende, der den Geist gibt und durch ihn die Neugeburt bewirkt. Nur wer „von oben“, „von Gott“, aus Wasser und Geist geboren ist und dieses göttliche Leben zur vollen Gestalt kommen läßt, hat die Fähigkeit, den Standpunkt zu gewinnen und zu behaupten, der alle Interessen dieses Erdenlebens dem Leben in Gott und für Gott unterordnet. Solcher Mensch ist schon hier selig. In seinem Handeln ist er gerecht, denn er kann der Sünde nicht dienen; in seiner Arbeit rastlos, denn seine Zeit und Gaben sind Gott geweiht; in seinem Leiden stille und stark, denn er weiß sich in Gottes Hand

geborgen. Er freut sich allewege, denn er ist Gottes Kind und Erbe ewiger Seligkeit. Seine Hoffnung, sein Glück ruht nicht auf Erden, sondern im Himmel, ist also auch den Wechselfällen dieses Lebens nicht unterworfen. Wohl also dem, der Gott lebt in Christo Jesu, unserem Herrn!

---

### Aus den Kriegserlebnissen einer Missionspflegerin in Persien.

---

Unser Haus gehört zu den beliebten Absteigequartieren der Missionsarbeiter und hat schon viele derselben in seinen Mauern beherbergen dürfen. Dadurch erhalten wir oft Gelegenheit, Berichte über die Arbeit auf den verschiedenen Missionsfeldern zu hören; denn unsere lieben Gäste waren immer sehr bereit, uns von ihren Erfahrungen und Erlebnissen zu erzählen. Wir haben jetzt wieder einen solchen Gast in unserer Mitte und wollen einiges aus ihren Berichten für den „Diakonissenfreund“ zusammenstellen, da wir denken, daß es unsere Leser interessieren wird.

Fräulein Gudhart entstammt einer deutschen luth. Familie in Polen, nahe der ostpreussischen Grenze und kam schon als ganz junges Mädchen zu Verwandten nach Amerika. Später trat sie im St. John's Hospital in Allegheny in die damals von unseren Schwestern geleitete Pflegerinnenschule ein und ging nach Vollendung ihrer Ausbildung als Missionspflegerin nach Soujbulak in Persien in Verbindung mit der inter synnodalen luth. Missionsgesellschaft für Kurdistan.

Soujbulak in Nordkurdistan ist eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern und liegt südlich vom Urmia See etwa eine Tagereise von der türkischen Grenze. Tabriz, wohin eine russische Eisenbahn führt, liegt nordöstlich davon in einer Entfernung von 4 Tagereisen. Die Stadt ist von Bergen umgeben und von Westen her glänzen die Schneeberge bei Ushnuf an der türkischen Grenze. Trotzdem ist es im Sommer sehr heiß. Die Sonne brennt vom blauen Himmel, und es fällt kein Regen vom April bis Oktober. Ein kleines Flüsschen fließt durch die Stadt, aber es führt nicht viel Wasser. Auch der Brunnen auf dem Missionsgehöft hat nur wenig davon, und man darf es nur sparsam gebrauchen. Will man ein Bad nehmen, so muß man zu Quellen gehen, die eine Stunde von der Stadt entfernt sind. Das Land ist fruchtbar, soweit es bewässert werden kann. Herrliche Weintrauben, Aprikosen, Pflaumen, Walnüsse u.s.w., gedeihen aufs beste. Muhamedanische Kurden bilden den größten Teil der Bevölkerung. Außerdem zählte die Stadt etwa 50 armenische und etwa 100 jüdische Familien. Kaufleute aus Mosul am Tigris, gegenüber von Alt-Minive, kommen und gehen. Diese sind kath. Christen und haben gewöhnlich französische Schulen besucht, aber ihre Moralität steht tief. Viele von den Kurden in Soujbulak ernähren sich durch den Betrieb kleiner Kaufläden, andere besitzen außer ihren Häusern etwas Land, das sie bebauen. Das Land umher und die Dörfer gehören den Razihs oder Häuptlingen, die gewöhnlich sehr wohlhabend sind. Die Bewohner der Dörfer sind ihre Hörigen und ganz abhängig von ihnen. Sie müssen die Hälfte des Ertrags

von dem bebauten Land an ihre Herren abgeben. Die Hirten in den Bergen erfreuen sich größerer Unabhängigkeit. Die Hautfarbe der Eingebornen ist so weiß wie die der Europäer, aber, so weit sie der Sonne ausgesetzt ist, dunkelbraun gebrannt. Die Kurden sind alle Sunniten. Einzelne Perser und Tartaren finden sich unter der Bevölkerung. Sie sind gewöhnlich Kaufleute und gehören zu den Schiiten. Diese beiden Religionsgemeinschaften der Muhamedaner stehen sich bekanntlich feindselig gegenüber.

Seit der Edinburgher Missionskonferenz arbeitet in Soujbulak die kleine Kurdistan Mission. Die Arbeit wurde von Pastor Jossam und Dr. Edman angefangen. Ersterer ist ein amerikanischer Pastor norwegischer Abkunft, letzterer ein schwedischer Arzt. Im Jahre 1912 traten Fräulein von Schulenburg, die schon 3 Jahre in Choi in Nordkurdistan gewesen war, und Fräulein Gudhart in die Arbeit ein. Frä. v. Sch. hatte eine kleine Anzahl Waisenkinder unter ihrer Obhut, Frä. G. half Dr. Edman in seiner medizinischen Arbeit, hauptsächlich in der Dispensary. Es gelang ihr in drei Monaten die kurdische Sprache soweit zu erlernen, daß sie sich mit den Leuten verständigen konnte.

Dr. Edman kehrte 1914 nach Schweden zurück und Frä. Gudhart mußte, so gut es ging, die Arbeit in Stadt und Umgebung allein fortsetzen. Ihre Arbeit beschränkte sich naturgemäß hauptsächlich auf Frauen und Kinder, doch nahmen auch oft Männer besonders für Wundbehandlung ihre Dienste in Anspruch. Das Volk ist im Ganzen ein gesunder Menschenschlag, und die Patienten erholten sich oft, auch wenn die Pflegerin es kaum zu hoffen wagte. Weitere Wege legte sie zu Pferd zurück in Begleitung eines alten kurdischen Dieners. Die Diener der Missionare dürfen keine Waffen tragen, aber die Kurden auf den Bergen kamen immer bewaffnet, wenn sie Frä. G. zu einem Kranken holten. Doch konnte Frä. G. ohne Gefahr zu befürchten mit ihnen gehen.

Pastor Jossam tat die eigentliche Missionsarbeit. Er war in Urmia einige Jahre gewesen, ehe er nach Soujbulak kam, und hatte die kurdische Sprache gründlich studiert, obwohl er dort hauptsächlich unter den Schyren gearbeitet hatte. Da die Muhamedaner wenig geneigt sind das Christentum anzunehmen, suchte er besonders durch Uebersetzung christlicher Schriften in ihre Sprache auf sie einzuwirken. Er übersezte den Luth. Katechismus und ein Gesangbuch. Auch vollendete er das neue Testament noch im letzten Herbst. Außerdem schrieb er eine kurdische Grammatik. Die Männer können in der Regel lesen, da sie es von den Mullahs lernen, und sind willig die christlichen Schriften zu lesen. Die Frauen können nicht lesen. Es gelang Pastor Jossam zwar, eine kleine luth. Gemeinde zu sammeln; aber sie bestand aus Armeniern, getauften Juden und einigen Syriern und zählte etwa 70 Glieder. Mit der Zeit hoffte man auch die Kurden zu gewinnen. Eine kleine Kapelle in einem der vier Häuser, die mit der Apotheke das Missionsgehöft bildeten, diente zu den Gottesdiensten. Dies Gehöft war aber nur gemietet, doch hatte man bereits am anderen Ende der Stadt ein Anwesen erworben, aber noch nicht bezogen und mit dem Bau einer Kirche angefangen.



Als der Krieg ausbrach, war in kurzem das benachbarte türkische Armenien, das mit Hilfe der Russen frei zu werden hoffte, im Aufstand gegen die Türkei. Männer und Frauen bewaffneten sich und es war in den armenischen Orten für einen Türken nicht möglich, sich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken zu lassen. Bekanntlich wurde der Aufstand von der Türkei niedergeschlagen und ein großer Teil des Volkes deportiert. Viele Armenier hatten sich der russischen Armee angeschlossen. Ueber die Deportation und die damit verbundenen Härten mußte die amerikanische Presse viel zu berichten. Sie entblödete sich auch nicht, die Offiziere der Zentralmächte zu beschuldigen, daß sie die Türken zu Mord und Grausamkeit angestachelt hätten. Von der Ursache dieser harten Maßregel wurde nicht gesprochen.

Der freundliche Leser erinnert sich, daß schon eine Zeitlang vor dem Krieg Rußland und England sich in das persische Reich teilten. Rußland nahm den Norden, England den Süden. Interessensphäre nennt man das. Soujbulak liegt in der russischen Interessensphäre und stand also bis zu einem gewissen Grad unter russischer Verwaltung. Bis zum 2. Dezember 1914 blieb es vom Krieg unberührt. An diesem Tage verließen die Russen die Stadt und mit ihnen der russische Konsul, ein finnischer Lutheraner, der die Missionare sehr freundlich behandelt hatte. Wenig später wurde der treffliche Mann in Miandoab von einem Perser ermordet. Eine kleine Abteilung des türkischen Heeres rückte in Soujbulak ein. Sie bestand aus türkischen Kurden und war von einem armenischen Offizier befehligt, der Muhamedaner geworden war und als solcher Karriere gemacht hatte. Die Kurden waren nicht gewalttätig, es wurde niemand getötet, aber sie stahlen wie die Raben und hatten es dabei besonders auf die paar reichen Armenier abgesehen. Auch die Missionsstation wurde rein ausgeplündert. Auf Beschwerde von Pastor Fossun wurde jedoch alles wieder zurückgegeben.

Die Türken behaupteten sich im nördlichen Persien bis Mai 1915. Die Missionsarbeit wurde nicht weiter gestört. Dann drangen die Russen wieder vor. Ein Teil der persischen Schiiten kämpfte mit den Russen aus Feindschaft gegen die Sunniten. Die kurdischen Sunniten hielten es mit den Türken. Bei Miandoab, nordöstlich von Soujbulak kam es zu einem Zusammenstoß. Die türkische Abteilung, hauptsächlich aus Kurden bestehend, blieb Sieger. Das Städtchen wurde genommen, die Sieger plünderten und mordeten. Die Russen wurden bis Sofian, nordwestlich von Tabriz an der Eisenbahn gelegen, zurückgetrieben. In Tabriz verhinderte der Einfluß des deutschen Konsuls weiteres Rauben und Morden. Aber bei Sofian wurde die türkische Abteilung durch die Russen vernichtet. Das Land kam wieder unter die Herrschaft der Russen. Dem deutschen Konsul in Tabriz gelang es, nach Bagdad zu entfliehen.

Nun kamen die Russen nach Soujbulak zurück, mit ihnen etwa 1000 Perser, räuberisches Gefindel, das sogleich anfang, die Stadt zu plündern. Die meisten Einwohner flüchteten. Etwa 250 Männer, Frauen und Kinder, die wegen ihrer großen Armut nicht glaubten etwas fürchten zu müssen, wurden getötet. Ungefähr 1000 Kurden, 200 Juden und alle Armenier und Mosuliten flüchteten nach dem

Missionsgehöft. Dort stand die Menge Kopf an Kopf, es war nicht Raum für einen Sitzplatz. Dem russischen General war es zu danken, daß sie unbehelligt blieben. Um 1 Uhr nachmittags waren die Russen mit ihren Helfern gekommen, um 9 Uhr morgens am nächsten Tag zogen sie wieder ab. Die Menge verließ sich aus dem Missionsgehöft und Zrl. G. ging aus und suchte die Verwundeten und brachte sie nach dem Missionshof. Es war natürlich kein Raum für sie in den kleinen Häusern; etwa 60 lagen im Hof unter den Bäumen, meistens Frauen und Kinder. Doch starben nur 3 von ihnen. In den folgenden Tagen kamen noch viele mit Schnitt- und Schußwunden, die in den Bergen und Weingärten versteckt waren. Die letzten konnten erst im August das Missionsgehöft verlassen.

Bis zum Juli 1915 war nun Ruhe, dann kamen die Türken wieder. Sie töteten 2 Armenier als russische Spione, sonst wurde niemand belästigt.

Im Oktober rückten die Russen mit Artillerie an. Die Türken waren auf der einen Seite der Stadt verschanzt, die Russen nahmen Aufstellung an der anderen. Die Stadt lag im Tal zwischen ihnen, und die Geschosse pfißen über sie hinweg oder fielen prasselnd auf die Lehdächer. Etwa 6 Stunden dauerte die Beschießung, dann zogen die Türken ab. Die Beamten der Stadt ritten den Russen entgegen, um Schonung für die Stadt zu erbitten. Da Zrl. G. russisch spricht, mußte sie mitreiten, obwohl sie schon krank war. Viele flüchteten wieder nach dem Missionsgehöft. Es gelang die Stadt zu retten und zwar war es hauptsächlich dem russischen Konsul und seiner französischen Frau zu danken, daß das Verderben abgewendet wurde. Es wurde niemand getötet. Daß die armen Frauen der Begierde der russischen Soldaten zum Opfer fielen, konnten sie freilich nicht verhindern. Zrl. Gudhart konnte vorläufig nichts mehr helfen, weil sie typhuskrank liegen blieb.

Zehn Tage später zogen die Russen wieder ab, aber nach drei Wochen kam eine größere Heeresabteilung, um die Stadt ständig zu besetzen. Im Dezember wurden sie aufs neue von den Türken vertrieben. Die türkischen Kurden schlugen die Russen zurück bis Miandoab. Zrl. G. war wieder hergestellt und half die gefallenen Russen zu begraben, die man im Gebirge nicht gleich gefunden hatte. Diesmal waren einige deutsche Offiziere bei den türkischen Soldaten, die sehr erfreut waren, als sie deutsch angesprochen wurden. Sie verbrachten den Silvesterabend mit den Bewohnern des Missionsgehöftes.

Am 17. Januar flutete die russische Welle wieder zurück. Nach 4tägigen Kämpfen zwischen Miandoab und Soussulak wurden die Türken zurückgetrieben. Die russischen Truppen, Sibirer und Kosaken, nahmen die Stadt in Besitz und nun erging ein furchtbares Mord- und Zerstörungsgericht über die unglückliche Stadt und ihre Umgebung. Zur Strafe dafür, daß viele Kurden im türkischen Heer jochten, sollte die kurdische Bevölkerung ausgerottet werden. 3 Tage und 3 Nächte raubten und mordeten die Russen; wen die Schergen finden konnten oder wer sich sonst blicken ließ wurde getötet. Die kleinen Kinder wurden in Wagenladungen nach dem Gebirge gebracht

und getötet, die Männer gruppenweise mit Maschinengewehren niedergeschossen, Frauen und Mädchen nur dann verschont, wenn sie den Mördern begehrenswert erschienen. Das Missionsgehöft, in dem 7 franke russische Offiziere lagen, blieb unbehelligt. Etwa 200 Frauen und Kindern war es gelungen, dorthin zu fliehen. Tag und Nacht hörte man das Geschrei der Gemordeten, bis es endlich stille wurde. Viele wurden nach Rußland verschleppt. Die Zahl der Gemordeten schätzt man auf 10,000. Die Frauen und Mädchen, deren Leben sie schonten, wurden zum Teil mit fortgeschleppt. In Tabriz verkaufte man kurdische Frauen, eine um \$5. — In Soujsulak betrug die Zahl der Toten 7670, meistens Männer. Pastor Jossam fand in einem einzigen Haus 150 Tote. Das Leben der Juden und Mosuliten schonten die Russen. Ein großer Teil der Stadt wurde zerstört, 2 Tagereisen in der Umgegend alles verwüstet. 3 Wochen nach dem Gemetzel waren viele noch nicht begraben.

Es war 3 Wochen nach dieser Schreckenszeit, daß die Missionare den Befehl erhielten abzureisen. 2 Tage Frist wurde ihnen gegeben um sich fertig zu machen. Ihr Eigentum versprachen die Russen zu schützen. Sie fingen aber schon an zu plündern, ehe die Missionare abgereist waren. Die wertvolle Apotheke wurde vollständig ausgeraubt. Ein Teil des Eigentums wurde bei einem Juden untergebracht. Dies blieb zunächst unberührt. 8 Tage später wurde es auch genommen. Später sah Srl. G. mit eigenen Augen, wie 2 silberne Theeplatten, eine Nähmaschine und andere Gegenstände, die ihr gehörten, in Tabriz auf der Straße verkauft wurden, obwohl sie diese Dinge unter dem russischen Siegel zurückgelassen hatte. Auch die Armenier halfen dabei. Sie stahlen die Glocke des Missionsgehöftes und setzten sie auf ihre Kapelle in Maraga. Und doch waren eine große Anzahl armenische Familien vom 2. Dez. bis 29. Mai im vorhergehenden Jahr von den Missionaren versorgt worden.

Die Ausgewiesenen begaben sich zunächst nach Tabriz. Einige Kamele und Pferde waren ihnen für die Reise zur Verfügung gestellt worden. Die Gesellschaft zählte 20 Personen, darunter 10 Kinder, da sie ihre Diener und Pfleglinge mit nahmen. Sie brauchten 10 Tage, bis sie Tabriz erreichten. In den ersten Tagen sahen sie nichts als Zerstörung und überall noch Tote. An einer Stelle zählten sie auf einem Haufen 50 Mann. Die Leichen waren oft ohne Hände und Füße und von Tieren zersessen. In einem Bewässerungsgraben etwa eine halbe Stunde vor einem Dorf sahen sie an die 100 tote kleine Kinder. Es waren die Kinder in der Karavane, die dieselben zuerst entdeckten. Die Reise war sehr beschwerlich, denn es war Winter. Oft wurden sie von Schnee durchnäßt und die nassen Kleider gefroren bis an die Knie. Dazwischen brannte die Sonne wieder so stark, daß ihre Gesichter mit Blasen bedeckt wurden. 2 erkrankten unterwegs an den Pocken. Man mußte sie weiter mitnehmen, denn wo hätte man sie lassen sollen? Endlich am 21. Februar erreichten sie Tabriz, aber niemand wollte sie aufnehmen, da sie die Pocken mitbrachten. Sie mieteten schließlich ein Haus mit 4 Zimmern. Darinnen wurden 13 Menschen untergebracht, auf die die Reisegesellschaft



nun zusammengeschmolzen war. Dort erkrankte noch eins an den Pocken. Später starb ein tuberkulöses Kind..

In Tabriz blieben sie bis zum 2. Juli 1916. Da sich keine Aussicht zeigte zurückzukehren und die Arbeit wieder aufzunehmen, beschlossen sie endlich, nach Amerika zurückzureisen. Sie verkauften den Rest ihres Besitzes, um sich das Reisegeld zu verschaffen und die von ihnen abhängigen Kinder mit dem Nötigsten zu versorgen. Dann verließen sie Persien, und Pastor Jossim mit Frä. Gudhart kehrten, nach einer mühseligen und beschwerlichen Reise durch Rußland über Tiflis, Moskau und Petersburg, dann durch Finnland und Schweden auf einem norwegischen Dampfer nach Amerika zurück.

---

### Zur Anstaltschronik.

---

Die Juni-Versammlung unseres Verwaltungsrats findet nach stehendem Brauch in der Villa Lantzenau, Cape May Point, statt und war diesmal am Mittwoch, den 21. Juni. Obwohl mehrere Glieder zu ihrem wie unserem Bedauern abgehalten wurden, unter ihnen auch zum ersten Mal in vielen Jahren unser Präsident, Herr Richter Staake, hatten wir doch ein Quorum, das viele und wichtige Geschäfte erledigte. Diese Versammlung verdient besonders erwähnt zu werden, weil u. a. wohl zum ersten Male etliche Glieder bis zum folgenden Morgen blieben, namentlich um über weitere kirchliche Arbeit sich besprechen zu können. Ueberhaupt wäre öftere Gelegenheit dazu sehr erwünscht und unserer Arbeit gewiß von Segen.

---

Seit dem 1. Juli ist Dr. Edward L. Bauer an der Stelle von Dr. Edward Barnes unser Hausarzt im Kinderhospital. Dr. Bauer ist ein Verwandter von Dr. Marie Bauer, die als erste diesen Posten jahrelang bekleidete und die jetzt noch mit uns als Ärztin der Lantzenau Töchterchule verbunden ist.

---

Durch Gottes Gnade geht es Schw. Anna Marie Enderlein besser und dürfen wir hoffen, daß sie sich später wieder an unserer Kindergartenarbeit beteiligen kann, die zunächst freilich in Schw. Anna Magdalene Scheehings Hand liegen wird, die schon seit drei Jahren Schw. Anna Marie zur Seite gestanden und den englischen Teil des Unterrichts gegeben hat. Trotz ungewöhnlich starker Anfrage seitens tüchtiger Jungfrauen, haben wir doch uns entschließen müssen, von einem Rufus für Kindergärtnerinnen dieses Jahr abzusehen.

---

Schw. Elisabeth Heibek ist mit Gottes Hilfe wieder so weit hergestellt, daß sie ihre Ferien antreten kann; sie wird dann ins Mutter-

haus zurückkehren. An ihre Stelle im Altenheim in Erie, ist Schw. Bertha Scharmer bereits am 5. August getreten. Schw. Frieda Bröcker, die leitende Schwester daselbst, wird während ihrer Ferien von Schw. Henriette Herz vertreten, die deshalb schon letzten Monat hingereist war, doch gleich nach ihrer Ankunft auf die Nachricht von dem nach längerer Krankheit plötzlich erfolgten Tode ihres Vaters sofort wieder nach Hause eilen mußte. Wir befehlen die schwer betroffene Familie dem treuen himmlischen Vater an, der in seiner Vorsehung niemals irrt und schließlich alles herrlich hinausführt.

---

Schw. Margarethe Weller, die Haushaltungsschwester im Gaston Hospital, wird während ihrer zwei Monate Ferien von Schw. Cora Wagner vertreten und Schw. Friederike Osternann, die Hausmutter in der Villa Lankeau, von Schw. Elisabeth Kuhnle.

---

Am 5. August kehrte Frau Oberin neu gestärkt aus ihren in Cape May Point verlebten Ferien zurück und am 9. trat der Anstalts-pastor seine Ferien an.

---

Schw. Lydia Stempfer und Schw. Millie Fisher, nebst zwei anderen Gliedern unserer Lehrerschaft, Zrl. Eggers und Zrl. Timmermann, machten den sechswöchigen Sommerkurs für Lehrer mit auf dem in Center County herrlich gelegenen State College, an dem sich über elf hundert Personen beteiligten. Sie haben reichen Gewinn und viel neue Anregung empfangen.

---

Am 4. August überraschten die Schwestern den Pastor mit ihren Glückwünschen zur Vollendung des ersten Jahrzehnts seines Amts als Pastor des Mutterhauses und am folgenden Sonntag gabs einen Schwesternabend, bei dem er erzählte von den wunderbaren Zügungen, die ihm die Annahme des Rufes möglich machten und ihm seither oft den Mut gestärkt haben durch die Ueberzeugung, daß Gott ihn auf diesen Posten gestellt hat. Für die nötigen Erfrischungen hatte unsere Küchenschwester, Schw. Anna Baumgarten, bestens gesorgt. Als bleibende Erinnerung an diesen Tag wurde dem Pastor von der Schwesternschaft eine feine Hausuhr geschenkt, die mit ihrem Glockenspiel jede Viertelstunde anzeigt und damit zum fleißigen Auskaufen der Zeit mahnt. Einen Rückblick auf dieses Jahrzehnt wird wohl der Bericht beim Jahresfest bringen, das am Donnerstag, den 5. Oktober gefeiert werden soll.

---

Zrl. Gudhart, die erst anfangs Juli Kurdistan verließ, wo sie etwa vier Jahre im Dienste der lutherischen intersynodalen Mohammedanermision stand, kam am 2. August auf etliche Tage zu uns und hatte manches Interessante zu erzählen. Schw. Julie hat davon freundlichst Verschiedenes für unsere Leser aufgeschrieben.

# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

Oktober 1916.

No. 10.

Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen. 2. Kor. 4, 7.

Tiefe Demut und starkes Amtsbewußtsein sprechen zugleich aus diesem Worte des Apostels. Das Bewußtsein der ihm widerfahrenen Gnade und des göttlichen Auftrags, das Evangelium vom Heil in Christo sogar den Heiden zu predigen, läßt ihn mit kühn erhobenem Haupt durch die Länder ziehen, unbeirrt um den dadurch erregten Beifall oder Haß. Da weicht er keinem Menschen, weder den falschen Brüdern, noch dem Apostel Petrus (Gal. 2, 11), weder dem erbitterten jüdischen Pöbel, noch den spöttischen Athenern. Er ist seiner göttlichen Sendung und Botschaft gewiß, und darf von seiner ganzen Predigt sagen: „Ich habe es von dem Herrn empfangen, das ich euch gegeben habe.“ Das ist sein Schatz, den freilich nach seinem Äußeren niemand bei Paulo suchen noch ahnen würde. Er selbst schreibt den Korinthern, daß er bei ihnen war mit Schwachheit und mit Furcht und großem Zittern (I. 2, 3); auch seine Gegner in jener Gemeinde sagen ihm nach, daß die Gegenwart seines Leibes schwach ist und die Rede verächtlich (II. 10, 10). Kein Wunder also, daß seine äußere Erscheinung auf die Athener so wenig Eindruck machte, daß etliche verächtlich fragen: „Was will dieser Lotterbube sagen?“ Paulus hat diesen Spott tief empfunden und sich doch demütig darunter gebeugt. So ist's ganz in der Ordnung, „auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns.“

Nach der Menschen Meinung sollte zwar schon die äußere Erscheinung imponieren und schließen lassen auf das hohe Amt, also von vornherein die Gemüter günstig stimmen; aber auch hier sind unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken und sind diese himmelhoch über jene erhaben. Gott legt seinen Schatz so gern in unscheinbare, „irdene“ Gefäße. Deshalb richten oftmals hoch begabte und Geist sprühende Menschen im Reiche Gottes viel weniger aus als ganz einfache Leute. Gott wählt sich eben zu besonderem Erfolg die Menschen nicht nach ihrer Gabe, sondern nach ihrer Hingabe. So braucht denn niemand seiner geringen Gaben wegen zu verzagen, und auch niemand um seiner eingebildeten oder wirklich besseren Fähigkeiten willen auf auszeichnende Stellungen im Reiche Gottes zu rechnen. Andererseits dürfen wir uns aber auch nicht an etwa entdeckten Schwächen derer stoßen, die Gott auf wichtige Posten in seinem Reich gestellt hat. Auch Paulus war nicht vollkommen und doch hat Gott durch ihn weit mehr als durch irgend einen anderen Apostel die Kirche



zur Erkenntnis des völligen Heils in Christo und ihrer weltumfassenden Aufgabe geführt. So ragte auch Luther durchaus nicht über alle seine Zeitgenossen an Gelehrsamkeit und natürlicher Begabung hervor, und doch sind ihre Namen heute nur bekannt infolge ihrer Berührung mit ihm. So wird es auch weiter geschehen, denn das ist Gottes Ordnung, „auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ Demut und Treue sind uns mehr not als hohe Gaben und Posten, denn in solche Menschen legt Gott seinen Schatz am liebsten, und solche bewahren ihn auch am treuesten, die sich bewußt bleiben, daß sie nur irdene, unscheinbare und an sich wertlose Gefäße sind, allezeit von dem Bewußtsein durchdrungen: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd; was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.“

---

### Aus dem Jahresbericht des Diakonissen-Mutterhauses in Witten, Westfalen.

---

Dem uns kürzlich zugegangenen Bericht des im Jahre 1890 gegründeten Wittener Mutterhauses über das Jahr vom 1. April 1915 bis 31. März 1916 entnehmen wir folgende Stellen, die auch für unsere Leser von Interesse sein werden.

„Die Zahl unserer im Felde arbeitenden Schwestern ist im vorigen Jahre ungefähr die gleiche geblieben. Wir haben wohl am 25. 10. 1915 10 Schwestern nach Temesvar an die serbische Grenze zu senden gehabt, aber das bedeutet keine Vermehrung der Zahl draußen, denn diese 10 hatten für die zwei draußen Verstorbenen und für eine ganze Reihe von draußen krank und siech Gewordenen einzutreten. Der Trupp, zu welchem sie gesandt wurden, hat ganz besonders die Kriegsschicksale zu kosten gehabt. Von Glandern weit nach Russisch-Polen hineingeworfen, haben sie in Lublin eine Zeitlang schwer mit unseren dortigen Feldgrauen gegen die Ruhr zu kämpfen gehabt. Viel ruhiger war es dann in dem schon genannten ungarischen Ort an der serbischen Grenze, aber von dort sind sie im Anfang dieses Jahres in die Nähe jener Stelle im Westen gekommen, welche für unser deutsches Heer vielleicht die ehrenvollste, aber wohl auch die blutigste des Weltkrieges werden wird. Leider konnten sie nicht zusammenbleiben, sondern sind in verschiedene kleine Trupps zersprengt worden. Sehr viel ruhiger ist es dem anderen größeren Trupp unserer Schwestern ergangen. Nach längerer Arbeit in Lodz wurden sie im Mai 1915 nach Tilsit versetzt und sind dort bis gegen Ende des Berichtsjahres geblieben, um nun seit einiger Zeit am Ostmeer in Libau ihre Arbeit tun zu dürfen. Sie blieben immer zusammen. Besonders schön traf es sich, daß der Vorsteher diesen Trupp zweimal im Berichtsjahr besuchen durfte, das erste Mal in Lodz im Mai vorigen Jahres und das zweite Mal in Tilsit im November. Es war jedesmal, als würde das Mutterhaus mit hineingestellt zu den draußen kämpfenden Schwestern, und wir empfinden es mit allen Mutterhäusern sehr schmerzlich, daß gegenwärtig die Bestimmungen über

Besuche von Oberinnen und Pastoren in der Etappe so verschärft worden sind, daß sie wohl kaum noch wiederholt werden können. — Natürlich drückt die Abwesenheit so vieler Schwestern auch noch weiterhin auf die Besetzung besonders der Gemeindepflegen in der Heimat. Wir haben wohl an einigen Stellen durch Vertretungen helfen können, müssen aber im Ganzen noch weiter bitten, diese Zustände als Kriegsnöte mit anzusehen, und dürfen dankbar sein, daß dafür auch überall uns Verständnis entgegen gekommen ist. In vielen Fällen sind die Gemeinden mit ihren Etappenschwestern treulich verbunden und behandeln sie durch Liebesgaben und dergleichen fast wie Feldgraue. —

Eine Folge unseres Jubiläums ist die Bitte um eine zunächst einmalige Hauskollekte innerhalb der Provinz Westfalen an den Herrn Oberpräsidenten gewesen. Diese Bitte ist uns gütigst gewährt worden. Zum ersten Male wird nunmehr eine Hauskollekte für das Diafonissenhaus in Witten eingesammelt. Der Ertrag soll für ein Feierabendhaus unserer Schwestern bestimmt werden. Wir sind uns gar nicht darüber im Zweifel, daß durch den Krieg die Einsammlung dieser Kollekte auf's stärkste beeinflusst werden wird. Gleichzeitig waren wir aus Freundeskreisen heraus gebeten worden, durch ein Anschreiben näherer Freunde auf unser Jubiläum und unsern Wunsch nach einem Feierabendhause aufmerksam zu machen. Hierauf haben einige Freunde in ganz besonders dankenswerter Weise geantwortet, unter andern ein Mitglied unseres weiteren Vorstandes in Menden mit Mk. 10,000. — Wir werden auch nach Vollenbung der Hauskollekte und trotz solcher hohen einzelnen Beweise der Liebe noch nicht daran denken können, in allernächster Zeit mit dem Bau des Feierabendhauses zu beginnen, aber ein schöner Grundstock ist doch da, und dafür sind wir von Herzen dankbar.

Zweimal haben im vergangenen Jahre Konferenzen in Kaiserswerth stattgefunden, an denen unser Mutterhaus mit beteiligt war. Das erste Mal die sogenannte deutsche Konferenz des Kaiserswerther Verbandes (wie es jetzt heißen soll), das zweite Mal die Konferenz der westdeutschen Mutterhäuser. Beide Konferenzen standen stark unter dem Eindruck des Krieges, welcher ihnen auch die meisten Thematika gab. Aber sie brachten auf solche Weise auch sehr stark zum Bewußtsein, wie notwendig eine viel straffere Organisation der Diafonissenarbeit für die Kriegsfälle in Zukunft ist. Die Früchte dieser Aussprache werden sich gewiß später zeigen. Von allgemeinerem Interesse ist auch die Stellungnahme zu dem Trachtenschutz, welches dahin gebracht hat, daß nur drei Diafonissentrachten in Zukunft gelten sollen. Wir haben uns in Folge dessen zur Annahme der Kaiserswerther Tracht entschlossen und es besteht die Aussicht, daß diese geschichtliche Tracht von allen Diafonissenhäusern angenommen wird.

Am 14. 10. 1915 wurden zwanzig Schwestern eingesegnet. Auch in diesem Jahre haben wir wegen des Jubiläums die Einsegnungsfeier nicht mit dem Jahresfest zusammengelegt. — Außer unsern Probeschwestern wurden in's Mutterhaus zur Ausbildung aufgenommen 11 freie Hilfschwestern, eine Lehrpflegerin des Diafonissenvereins, außerdem 5 Helferinnen der Frauenhilfe je auf 6

Wochen zur Ausbildung aufgenommen. Von einer ganzen Schaar freiwilliger Helferinnen vom Vaterland. Frauenverein (Rotes Kreuz) haben 5 das Helferinnenexamen gemacht, 2 das Krankenpflegeexamen. Die Zahl unserer Schwestern hat sich um 19 vermehrt, so daß die Gesamtzahl am Schluß des Berichtsjahres 589 beträgt.“

### Fürsorge für Kriegsblinde in Oestreich.

Man kann darüber verschiedener Meinung sein, welche Kriegsinvaliden am Meisten zu bedauern sind. Ob die, die im Schlachtenhölle Feuer und beim Schauen der entsetzlichen Bilder des Schlachtfeldes in Geistesumnachtung gefallen sind, — ob die, die ihre Gliedmaßen verloren haben und wie kleine Kinder versorgt werden müssen, ob die Erblindeten. Sicher gehören aber diejenigen, die ihr Augenlicht verloren haben, zu denen, die durch den Krieg am allerschwersten betroffen worden sind.

Es ist darum sehr dankenswert, daß besondere Vereinigungen der Fürsorge für erblindete Kriegsteilnehmer ins Leben gerufen worden sind. Eine dieser Vereinigungen ist das „Aktionskomitee zur Errichtung von Kriegsblindenheimstätten“.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Kriegsblinden sich nicht ganz glücklich fühlen können, wenn sie in Blindenanstalten untergebracht werden, verfolgt die Vereinigung das Ziel, jedem Kriegsblinden ein seiner Eigenart und seinem Beruf entsprechendes eigenes Heim zu schaffen. Am 3. Dezember hielt der Ausschuß für Kriegsblindenheimstätten eine Sitzung ab, an der sich auch der Protektor für Kriegsfürsorge, Erzherzog Karl Stephan, beteiligte. Er hielt bei der Gelegenheit einen Vortrag, in dem er warmherzig für die Schaffung von Blindenheimstätten eintrat.

Die Kosten einer solchen Heimstätte würden sich auf 6 bis 12 Tausend Kronen belaufen. Einem aus der Gegend von Rzeszow in Galizien stammenden Kriegsblinden wurde bereits ein kleines Häuschen, einem Anderen, der gelernter Gärtner ist, in Mähren Haus und Garten erworben.

Von besonderem Werte sei, so führte der Erzherzog aus, für die Blinden die Gründung des eigenen Haushalts. „Die Heiraten der Kriegsblinden sehe ich gern, weil dem Blinden dadurch ein neuer Halt gegeben wird. Allerdings kann man dem Blinden nicht vollständig die freie Wahl lassen, denn man muß verhindern, daß er ein Ausbeuteobjekt gewissenloser Menschen wird. Und die Zahl der Heiratskandidatinnen, die sich aus egoistischen Gründen an die Blinden heranzuschleichen versuchen, wird nicht gering sein.“

Ist die Versorgung der erblindeten Mannschafspersonen durch die Schaffung eines Heims, oder Ausbildung in einem Handwerke verhältnismäßig einfach, so ist die Fürsorge für erblindete Offiziere viel schwieriger.

Auch auf diesem Gebiete sind Erfolge erreicht worden. Einem Juristen wurde die Möglichkeit der Verwendung in einer Advokatur-



fanzlei und als Dolmetsch gegeben. Einem Anderen wurde durch Versetzung seiner Schwester als Postbeamtin nach Wien das Zusammenleben mit Schwester und Mutter ermöglicht und die Anstellung bei der Post als Maschinenschreiber gesichert. Auf ähnliche Weise soll versucht werden, anderen erblindeten Offizieren, immer den Fähigkeiten und Anlagen der Einzelnen entsprechend, zu helfen.

Wohl die erste Trauung eines Kriegsblinden fand am 4. Dezember d. J. in der Kapelle des Blindenerziehungsinstitutes im Wiener Prater statt. Eine Plattermine zerstörte dem mit der großen silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichneten Oberjäger August Gillegold beide Augen. Er kommt nach Wien in das Blindenerziehungsinstitut, lernt dort ein Handwerk. Eine Jugendgespielin, die von dem traurigen Geschick Gillegolts erfährt, besucht ihn in der Anstalt. Sie gewinnen einander lieb und verloben sich. Erzherzog Karl Stephan, der von der Verlobung erfährt, besorgt für den Bräutigam eine Tabaktrafik in Klagenfurt und für die Braut eine prachtvolle Wäscheausstattung. Ein Fürst stellt ein Lokal für die Trafik und eine Wohnung kostenlos zur Verfügung. Nun schreiten beide zum Traualtar. Der blinde Oberjäger von der Braut an der Hand geführt. Erzherzog Karl Stephan in der Admiralsgalanuniform nimmt mit seinem Adjutanten Major Slusarz an der Feier teil. Die Kapelle ist in der Hauptsache mit blinden Soldaten gefüllt. Tief ergriffen folgen sie der Ansprache des trauenden Pfarrers. Tränen können sie allerdings nicht vergießen, die sind ihnen versagt. Nach der Trauung schüttelt der Erzherzog dem Oberjäger kräftig die Hand und überreicht ihm im Namen des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich eine kostbare Uhr mit Schlagwerk. — Die Leidensgenossen des Bräutigams, die heute Genossen seiner Freude sind, überreichen auch Geschenke. Unter einem jubelnden Hoch, aus dem die ganze Dankbarkeit der im Dienste des Vaterlandes erblindeten Soldaten für ihren väterlichen Freund spricht, verläßt Erzherzog Karl Stephan den Saal, in dem nun die in der Hauptsache aus Blinden bestehende Hochzeitsgesellschaft sich an die geschmückte Tafel setzt.

So sorgt bewußt oder unbewußt aus Christi Geist geborene Nächstenliebe dafür, daß ein wenig Licht denen ins Herz fällt, von denen das Vaterland ein so bitter schweres Opfer verlangt hat.

(E. im Ev. Gemeindeblatt für Galizien.)

### Die Kenfington Dispensary

für die Behandlung von Lungentranken hat in den zehn Jahren ihres Bestehens unberechenbaren Segen gestiftet. Die folgenden Zahlen sind nur ein verhältnismäßig geringer Anhalt zur Abschätzung der großen geistigen und körperlichen Arbeit, die von der Leitung und von den Ärzten und dem aus der leitenden Schwester Maria Röß und zwei Pflegerinnen bestehenden Personal geleistet worden ist. Die in Klammern beigelegten Zahlen sind die für das letzte Jahr. Es meldeten sich in diesen zehn Jahren 3,350 (314) Patienten. Die Zahl der Lungenbehandlungen betrug 43,339 (5,051); der Behandlungen von Hals, Nase und Ohren, 5,972; von Zähnen, 924;

von Augen, 673; chirurgische Behandlungen, 1,783. Von den Verletzungen wurden 3,682 (365) Hausbesuche bei Kranken gemacht, von der Pflegerin 21,967 (2,259). 55,897 (3,647) papierene Spucknapfchen und 13,777 (2,667) papierene Taschentücher wurden verteilt, durch deren Verbrennung nach dem Gebrauch die Ansteckungsgefahr wesentlich beschränkt wird. An unbemittelte Kranke wurden 154,698 (8,218) Quarts Milch verschenkt. Daß die Bekämpfung dieser furchtbaren Krankheit doch nicht ohne Erfolg ist, geht schon daraus hervor, daß die Zahl der neuen Fälle, die sich melden, in den letzten Jahren merklich zurückgegangen ist, gewiß das beste Zeugnis für die Kensington Dispensary. Gottes Gnade und Segen walte auch ferner über dieses wichtige, fast ausschließlich im Interesse der Fabrikarbeiter betriebene Liebeswerk.

---

### Zur Anstaltschronik.

---

Unsere Lancaster Töchtererschule wurde am Dienstagmorgen, den 3. Oktober, mit einem schlichten Gottesdienst in der Kapelle des Mutterhauses eröffnet. Auf Grund des Gleichnisses von den anvertrauten Pfunden, nach Matth. 25, 14—30, wies der Pastor in einer kurzen Ansprache hin auf unsere Verantwortung vor Gott für die Verwendung der uns verliehenen Gaben und Gelegenheiten. Die Zahl der Schülerinnen reicht nicht ganz an die des letzten Jahres, wahrscheinlich besonders deshalb, weil die Kinderlähmung auch in unserer Stadt eine Anzahl Opfer gefordert hat. In die Fakultät sind drei neue Lehrerinnen eingetreten, Frä. Katharine Benkert von Lancaster, Frä. Mary Hillegas von Pennsburg, und Frä. Jessie R. Null von Chambersburg. Frä. Benkert absolvierte vor vier Jahren unsere Schule, besuchte dann ein staatliches Lehrerinnenseminar und war seitdem im Lehrfach tätig.

Viel Geld und Mühe sind diesen Sommer an die Schulräume gewandt worden wie an Reparaturen. Besonders darf das hübsche neue Exzimmer der Haushaltungsklasse erwähnt werden und dann das neu eingerichtete Laboratorium für Physik und Chemie, wobei auch unsere Apothekerin, Schw. Bertha Müller, wertvolle Dienste geleistet hat.

Unsere Ferienkolonie kehrte am 29. September von Cape Man Point zurück und zwar in einer Stimmung, die ihren erfreulichen Einfluß jetzt noch in der ganzen Schule geltend macht. Wenn überließ man es diesen Schülerinnen, bei dem am 6. Oktober veranstalteten geselligen Abend für die Unterhaltung zu sorgen, welcher Aufgabe sie sich denn auch mit Eifer und Erfolg entledigten.

Vier Glieder der Fakultät nahmen an dem Sommerkursus teil, den das Pennsylvania State College bot, nämlich Schw. Lydia Stremper, Schw. Millie Fischer und die letzten Jahr von Deutschland herübergekommenen Lehrerinnen Frä. Eggers und Frä. Zimmermann. Alle sind voll des Lobes und haben viel neue Anregung empfangen.

Der Kindergarten begann seine Arbeit am 2. Oktober. Infolge der durch die Kinderlähmungsepidemie erregten Besorgnis, haben manche Eltern ihre Kleinen noch nicht kommen lassen, so daß wir bisher kaum 50 Kinder haben. Nach Eintritt des kalten Wetters werden gewiß noch mehr kommen. Leider hat sich Schw. Anna Marie, die seit Jahren den Kindergarten mit großem Erfolg leitete, noch nicht genügend erholt, um sich an der Arbeit beteiligen zu können; folglich ruht die ganze Arbeit und Verantwortung auf Schw. Anna Magdalene. Als Hilfen hat sie vormittags die Probeschwester Elisabeth Heibek und dann Frä. Margaritha Leutenegger, die den Kursus für Lehrerinnen mitmacht im Auftrage des luth. Waisenhauses in Muscatine, Iowa, wo sie der Leiter P. S. Meinemund, als Lehrerin anzustellen hofft.

---

Am 2. Oktober fing der diesjährige Kursus für Diakonissenschülerinnen an mit den Frä. Irene Gillman aus Souderton, Pa., Edith Baden aus Richmond Hill, N. Y., Christine Streckroth aus Hazleton und Adelia Claus aus Lyons, N. Y. Zudem nehmen an gewissen Klassen teil Frä. Maria Bergsträsser, von unserer Schule und Frä. Bertha Anderson aus Denver, Colorado, die sich auf den Missionsdienst in Indien vorereitet. Abgesehen von den Stunden, die der Pastor erteilt, liegt der ganze Unterricht in Händen unserer Probemeisterin, Schw. Grace Lauer. Für alle ersuchen wir treue Fürbitte.

---

Schw. Lydia Klein hatte diesen Herbst besonders schwer an ihrem alljährlich wiederkehrenden „Heufieber“ und Asthma zu leiden; selbst noch in der Villa Rankenau an der See. Durch Gottes Gnade erholt sie sich nun, jedoch langsam. — Schw. Ida Madden wurde bald nach ihrer Rückkehr aus den Ferien ernstlich krank. Auch sie befindet sich auf dem Wege der Genesung. Der treue Gott helfe beiden zur baldigen fröhlichen Rückkehr in die Arbeit!

---

Unsere Villa Rankenau ist nun geschlossen. Als letzte Gäste fuhren am 13. Oktober von dort zurück Frau Oberin, Schw. Magdalene von Bracht, und Schw. Lydia Klein. Die Hausmutter, Schw. Friederike Ostermann, folgte am nächsten Tage.

---

Für unsere Rankenau Schul-Cottage in Cape May Point hat uns der Verwaltungsrat des Deutschen Hospitals eine vollständige Heißwasserheizung geschenkt, so daß das Haus auch nötigenfalls im Winter als Erholungsheim für Schwestern zur Verfügung steht. Jedes Zimmer im ersten und zweiten Stockwerk wird geheizt werden kön-



nen, so daß dieses Haus an der See dann alle Bequemlichkeiten einer städtischen Wohnung haben wird, Heizung, Wasserleitung und elektrisches Licht. Wir sind den Herren vom Verwaltungsrat des Hospitals von Herzen dankbar für diesen weiteren Beweis des einmütigen Zusammenarbeitens mit unserem Mutterhaus.

Gelegentlich der Jahresversammlung des amerikanischen Hospitalverbandes, der in der letzten Septemberwoche in Philadelphia tagte, hatte unser Mutterhaus am 27. die Freunde, Schw. Luise Golder, die Oberin des in Cincinnati, Ohio, gelegenen Diakonissen-Mutterhauses der deutschen Methodisten und Schwester des bekannten Führers auf diesem Gebiet, Herrn P. Dr. Golder, nebst zwei ihrer Schwestern begrüßen zu können und ebenfalls Herrn P. Jonkelsrud und Gattin, mit der Oberin und einer Schwester des norwegischen luth. Mutterhauses in Brooklyn. Sie besichtigten nicht allein das Deutsche Hospital und das Mutterhaus, sondern blieben auch zum Abendbrot und nachher zu einem zwanglosen Gedankenaustausch über unsere gemeinsamen Erfahrungen und Interessen. Bei der Abendandacht richtete P. Jonkelsrud ein herzliches Wort der Ermunterung an unsere Schwestern.

Am folgenden Tage kam Schw. Sophie Jepson, die Oberin des Baltimore Mutterhauses der General-Synode, um ihre Probeschwester Helene Kuechler, die nebst acht anderen zur praktischen Erfahrung in der Krankenpflege im Juli zu uns gekommen war und sich eben von einer Appendicitis-Operation erholte, nach Hause zu begleiten. Dadurch bot sich unerwartet die Gelegenheit zur Besprechung einer wichtigen Frage, die von der letzten Mutterhaus-Konferenz einem Komitee überwiesen war, zu dem auch P. Jonkelsrud und Schw. Sophie gehören. Solche Besuche bringen immer wieder neue Anregung und Freude und sind ein Segen.

## Der Diakonissen-Freund

A Monthly Magazine published by the Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses, Incorporated,  
2100 So. College Ave., Phila., Pa.

### SUBSCRIPTION RATES :

Single copy, per year (12 numbers, 8 pages each).....	\$0 25
5 copies.....	1 00
100 copies.....	15 00
Subscriptions for Philadelphia and foreign countries, single copy.....	35 00

Sample Copies Free.

EDITORIAL, as well as BUSINESS LETTERS, PAYMENTS, ETC., please address  
REV. E. F. BACHMANN, D.D., Mary J. Drexel Home, Philadelphia, Pa.

# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

November 1916.

No. 11.

## Jahresbericht

des Pastors des Mary J. Drexel Home und Philadelphia  
Diakonissen-Mutterhauses.

### Werte Festversammlung!

Der heutige Jahresbericht hat sich die Aufgabe gestellt, zunächst über den Stand der Arbeit am 1. Oktober 1916 zu berichten und dann, da hiermit ein Jahrzehnt der Amtsführung des Unterzeichneten an diesem Mutterhause vollendet ist, in kurzen Umrissen die Gestaltung der hiesigen Diakonissenarbeit anzudeuten, um dadurch für das weitere Zusammenwirken aller Kräfte die nötigen Schlüsse und Lehren zu ziehen.

Ehe aber der Bericht zu dieser Aufgabe übergeht, sei das Wort wiederholt, das vor zehn Jahren an der Spitze des Berichts stand: „Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo.“ Dankbarkeit, Gottvertrauen und Siegesgewißheit bilden heute noch nach zehnjähriger Erfahrung den köstlichen Dreiklang unseres Jahresfestes; beim Rückblick freilich etwas anders als beim damaligen Ausblick, mehr geläutert, doch nicht herabgestimmt. Wer vor zehn Jahren hochgespannte Erwartungen hegte, wird unterdessen ernüchtert oder heute enttäuscht sein; wir aber, die wir mit bescheidenen Hoffnungen in die Arbeit kamen, sind heute dankbar für das bisher Erreichte, um so mehr da wir uns mancherlei Fehler und unwillkürlicher Versäumnisse bewußt sind, die Gottes Werk und Segen hinderten.

Unsere Schwesternschaft zählt heute 81, nämlich 64 Diakonissen, 1 Hilfsschwester und 16 Probeschwestern; von letzteren wurden 2 zu Ostem eingekleidet und von jenen zu Pfingsten 5 eingesegnet. Im Laufe des Berichtsjahres verließ uns eine Diakonisse um in die Ehe zu treten; eine Probeschwester trat freiwillig aus und eine andere auf unseren Rat infolge ihrer ungenügenden Gesundheit. Von unseren 81 Schwestern sind 10 auf verschiedenen Posten im Mutterhause tätig, 4 befinden sich auf Urlaub oder infolge körperlicher Gebrechen im Ruhestande, 3 besuchen das Drexel Institute, 3 sind im Altenheim, das 50 Insassen hat, 8 im Kinderhospital, wo letztes Jahr 1014 Kinder verpflegt und 3561 bei 19,367 Besuchen in der freien Dispensary behandelt wurden; 11 unserer Schwestern stehen an der Schule, die voriges Jahr 114 Schülerinnen und dieses Jahr soweit

95 hatte, bei einer Fakultät von 7 Lehrerinnen außer den 8 Lehrschwestern; und 2 teilten sich in die Leitung des Kindergartens mit seinen 90 Kleinen und 4 Seminaristinnen, doch ruht jetzt infolge der Erkrankung unserer Schw. Anna Maria Enderlein, die 15 Jahre lang dem Kindergarten vorstand, die ganze Arbeit auf Schw. Anna Magdalene Scheyhing, der die Probeschwester Elisabeth Heibed und eine Seminaristin, die für das luth. Waisenhaus in Muscatine, Iowa, ausgebildet wird, in beschränkter Weise zur Hand gehen. Am Deutschen Hospital stehen 28 Schwestern, in der Pflege unterstützt von den 60 Zöglingen der Pflegeschule und einer Reihe von Pflegerinnen für Privatfranke; hier hatten wir letztes Jahr 4031 Kranke, an denen 3556 Operationen vollzogen wurden; in der Dispensary waren es 9394 Leidende, die 33,995 Besuche machten.

Unter den auswärtigen Stationen steht das Easton Hospital obenan, an dem wir 4 Schwestern haben, die mit Hilfe der 26 Personen im Pflegerinnenkursus im letzten Berichtsjahre 1608 Patienten versorgten; außerdem machten 1016 Kranke 4344 Besuche in der Dispensary. Dann folgt die Kensington Dispensary für die Behandlung von Tuberkulosis, die jetzt auf eine zehnjährige Tätigkeit zurückblickt unter der inneren Leitung von Schw. Maria Röck; während dieses letzten Jahres wurden 314 Patienten daselbst behandelt, in den zehn Jahren dagegen 3350. Derselben Körperschaft gehört die bei Phoenixville, Pa., gelegene Farm „River Crest,“ zunächst als Sommerkolonie für schwächliche Kinder betrieben und unter der direkten Leitung von Frau Ischler; auch für diese Arbeit konnten wir seit dem 29. Mai eine Diaconisse stellen, nämlich Schw. Laura Vitting. Das St. Johannis Altenheim in Erie, Pa., mit seinen 40 Zinassen hat 2 Schwestern, wie auch das Taber Kinderheim bei Doghlesstown, Pa., mit seinen 45 Knaben und Mädchen, die meist aus zerrütteten Familienverhältnissen kommen. In der Gemeindepflege haben wir 5 Schwestern, nämlich je eine an den folgenden Gemeinden: Zions und St. Johannis in Philadelphia, St. Paulus in New York, St. John's in Easton, und St. Johannis in Erie, Pa. Auch konnten wir wieder 2 Schwestern auf 6 Wochen stellen für Elsinore Camp, der von Herrn P. Dr. A. B. Moldenke von der St. Petri Gemeinde, New York, betriebenen Ferienkolonie nahe Blainfield, N. Y., wo etwa 75 New Yorker Stadtkinder je zwei Wochen zur Erholung verweilen konnten.

Durch Gottes Gnade verlief das innere Leben der Anstalt ohne ernstliche Störungen; auch war der Gesundheitszustand der Schwestern im allgemeinen gut und half der treue Gott in einzelnen schweren Fällen wunderbar hindurch. Ihm sei Ehre und Dank.

Zwei unserer Schwestern, Schw. Else Dodenhof und Schw. Christine Doerr, durften ihr silbernes Diaconissenjubiläum und drei andere, Schw. Breonica Eich, Schw. Margarete Weller und Schw. Rena Weidert, den 25. Jahrestag ihres Eintritts in das Mutterhaus in aller Stille begehen.

Aus unserem Verwaltungsrat schied Herr E. Clarence Miller auf seinen Wunsch und mit unserer Zustimmung, um die Wahl als Glied der Verlagsbehörde des General Konzils annehmen zu können.



An seine Stelle trat auf einstimmige Wahl Herr Peter Woll, Sr., der schon längst für die innere Mission tiefgehendes Interesse und Verständnis gezeigt hat. Ueberhaupt erkennen wir in der Zusammenfassung unseres Verwaltungsrats Gottes gnädige Fügung, da jeder der neun Herren sich aktiv an den Versammlungen beteiligt und jeder in seiner Weise beiträgt zum Wohl des Ganzen. Das sei hiermit vor der Öffentlichkeit dankbar anerkannt.

Versuchen wir nun in kurzen Umrissen den Entwicklungsgang unseres Mutterhauses während des letzten Jahrzehnts anzudeuten, so geschieht das nicht aus persönlichen, sondern aus sachlichen Gründen, denn der Unterzeichnete wurde mit dem ausdrücklichen Verständnis berufen, die Diaconie, wie sie unser Mutterhaus vertritt, den Verhältnissen unseres Landes und unserer Kirche noch mehr als bis dahin geschehen war, anzupassen. Um das einigermaßen beurteilen zu können, haben wir die drei Gebiete in Betracht zu ziehen, die für die Entwicklung der Diaconie von wesentlicher Bedeutung sind, nämlich die Arbeit, die Schwesternschaft und die Kirche. Die auf jedem dieser drei Gebiete gemachten Fortschritte oder Erfahrungen, sind bedeutsam für die weitere Entwicklung der Diaconie unter uns und bedingen das Urteil über dieses erste Jahrzehnt der Uebergangsperiode.

Wenden wir uns zunächst den Arbeitsgebieten zu.

Die Arbeitsgebiete unseres Mutterhauses sind sich in diesem Jahrzehnt wesentlich gleich geblieben, trotz etlicher Aenderungen. Die Zahl der Gemeindepflegen ist dieselbe, denn obgleich die hiesige St. Michaelis-Gemeinde die Schwester entbehren zu können glaubte und wir unsere Schwester von der deutschen Zions-Gemeinde in Easton, nach der hiesigen deutschen Zions-Gemeinde versetzen mußten, um diese Arbeit nicht leiden zu lassen, haben wir doch wieder zwei andere Gemeinden übernehmen können, nämlich St. John's in Easton und St. Johannes in Erie. — Von größerer Bedeutung war die Abberufung unserer drei Schwestern von dem Kinder- und Altenheim in Mars, wo ihnen die Aufgabe zu schwer geworden war und wir ihnen nicht noch weitere Hilfe stellen konnten. Dafür haben wir aber das schon vorher übernommene Altenheim in Erie und seit nun fast drei Jahren das Tabor Kinderheim bei Doylestown, die Ferienkolonie Elsinore Camp und das Kindererholungsheim in River Crest. Für das bis vor sechs Jahren bediente St. John's Hospital in Allegheny, von dem wir unsere Schwestern zurückziehen mußten, um wichtige Posten im Deutschen Hospital zu besetzen, haben wir keinen Ersatz begehrt, obwohl uns andere Hospitäler angeboten wurden, da wir unsere Hospitalarbeit zunächst nicht wieder vermehren möchten. Die erfreulichste Erweiterung hat in diesem Jahrzehnt unsere Töchterschule erfahren, die im Oktober 1910 vom Mutterhause nach dem eigenen großen Anwesen verlegt wurde, das mit einem Kostenaufwand von über \$200,000 erworben und zweckentsprechend eingerichtet wurde und seither alljährlich weitere Verbesserungen erfahren hat. Diesem äußeren Fortschritt entspricht auch der innere, so daß wir daselbst heute eine zwölfflässige Schule haben, die durch ihre tüchtigen Leistungen in urteilsfähigen Kreisen ermutigende Anerkennung gefun-

den hat. Ebenfalls hat der Kindergarten an dieser Hebung unserer Erziehungsarbeit teil, beides was Räumlichkeiten und was den Kursum für Lehrerinnen betrifft. Ueberhaupt dürfen wir mit Dank bekennen, daß auch auf die berufliche Ausbildung unserer Schwestern von Jahr zu Jahr immer mehr Gewicht gelegt worden ist und daß das Mutterhaus bestrebt ist, allen berechtigten Forderungen diesbezüglich möglichst gerecht zu werden. Zugleich müssen wir aber auch die immer größer werdende Gefahr betonen, diesem von vielen Seiten auf unsere Schwestern ausgeübten Druck so sehr nachzugeben, daß darunter das Schwesternideal, „Dienst um Jesu willen,“ leiden muß. Möge der Herr selbst uns Weisheit und Festigkeit zur rechten Treue schenken!

(Fortsetzung folgt.)

---

### Rede am Jahresfest

von Herrn P. Otto Kleine, Präsident der Philadelphia Deutschen Konferenz.

---

Mit einem Bekenntnis muß ich beginnen. Ich stehe heute anders zur Diakonissensache, als ich stand. Was hat die Wandlung verursacht? Der Krieg! Wir haben nicht nur ein Recht, wir haben die Pflicht, das große Ereignis unsrer Tage auf unser persönliches Leben anzuwenden. Gott redet mit ihm nicht bloß zu den Völkern, er redet auch zu dem Einzelnen. Wer heute nicht sein Leben, sein Sinnen und Denken hineinstellt in den großen, gewaltigen Sturm der Ereignisse, wer seine Wurzel nicht bis an die Wurzel seines Wesens gehen läßt, dem ist nicht zu helfen!

Gott weiß, warum er das deutsche Volk und Land von jeher zum Schauplatz der Kämpfe gemacht hat. Der geistigen und der Völkerkämpfe. Auf deutschem Boden wird der Kampf der Reformation ausgetragen. Er galt der Gewissensfreiheit! Durch die deutschen Lande brauste der furchtbarste aller Kriege, der 30jährige Krieg. Er galt der Glaubensfreiheit! Und wieder ist das deutsche Volk hineingeworfen und hinein gerissen in den Kampf. Was ist es, das Gott mit diesem Kampf der Welt zu jagen hat? Verstehet ihr recht die gewaltige Predigt Gottes an die Völker, dann ist es diese: frei zum Dienen! Los von sich selbst, bereit, wenn es sein muß, das Leben hergeben zu können für eine große, heilige Sache! In meinen Adern pulsiert das Blut meines Volkes; ich fühle es mit greifbarer Wirklichkeit als stände ich mitten drin in dem gewaltigen Ringen meines Volkes: Es ist etwas Großes, das Größte, sein Leben dahin geben zu können für eine große, heilige Idee! Und jauchzend geben sie die- nend in den Schützengräben Tag um Tag ihr Leben dahin für das Vaterland. Und im festen Aushalten dienen sie daheim alle, Mann und Weib, Erwachsene und Kinder, ihrem Vaterlande! Gott legt nicht mehr auf, als man tragen kann. Auch den Völkern nicht! Und so wächst unter der Last, die er dem deutschen Volke auferlegt hat,

jener herrliche Dienestinn empor, der sich als der glänzendste Sieg einst neben die Siege des deutschen Volkes stellen wird.

Und nun hier an der Stätte der dienenden Liebe, was liegt näher als über den Sinn des Dienens zu reden! Was liegt näher als auf den Unterschied von arbeiten und dienen aufmerksam zu machen? Keiner wird unserm Volke die Anerkennung versagen dürfen, daß es arbeitet. Aber arbeiten ist noch kein dienen! Es kann ein Mensch sein ganzes Leben gearbeitet haben, und es mag sich unter allen Arbeitstagen kein Tag des Dienens finden. Was dem Arbeiten unsers Volkes fehlt, ist die Beziehung auf das Große, Ganze. Bei allem seinem Arbeiten liegt ihm die Frage so verzweifelt nahe: Was bringt es ein? Es arbeitet um Geld und Lohn! Und wenn schon jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, so ist doch die Arbeit nicht des Lohnes wegen da. Daß die Lohnfrage so übermächtig in den Vordergrund getreten ist, das hat uns die Freude an der Arbeit geraubt, das hat den nervösen Zug in unser Arbeiten hinein gebracht. Und diese Nervosität des Arbeitens hat sich auch auf unsere kirchliche Arbeit übertragen. Wir sind wie Wanderer, richtiger Schnellläufer auf der Landstraße, da einer den anderen zu überholen sucht.

Und nun haben wir hier eine Gemeinschaft des Dienens! Hier sind Menschen, deren Leben aufgeht in eine der großen, ich darf wohl sagen, der größten Idee unsres Christenglaubens. Hier sind Menschen, nicht mit einer Naturgabe ohne weiteres ausgerüstet zum Dienen, sondern Menschen, die sich mit jedem neuen Morgen diesen Sinn des Dienens erbitten, und sich den Tag über so manchmal erringen müssen! Ich habe die Erlaubnis frei und offen reden zu dürfen, und von der Erlaubnis will ich hier Gebrauch machen. Noch immer ist mir jene Stelle im Römerbrief nicht Fundament genug, um darauf die Diakonissensache in ihrer ganzen Ausdehnung zu bauen. Und wenn ich in den Briefen des Apostels lese, von Aemtern und Kräften, die in dieser oder jener Gemeinde wirksam waren, so lese ich aber nur das daraus, daß sie damals vorhanden waren, aber noch nicht, daß sie zu allen Zeiten vorhanden sein sollen. Der Gott, der täglich Brot giebt allen Menschen, giebt auch seiner Kirche, was sie bedarf. Ist's nicht dies, dann ist's ein anderes! Ich sehe das Werk von einer anderen Seite an. Ich sehe den himmlischen Säemann über den wild wachsenden Boden unsres Volkslebens gehen; ich sehe ihn in dies Volksleben, von dem in sonderlicher Weise das Prophetenwort: ein jeglicher sieht auf seinen Weg, das Apostelwort gilt: sie suchen alle das Ihre; ich sehe von der Hand Gottes diese Gemeinschaft des Dienens hinein gestreut, heilige Samenkörner, die aufgehen sollen zu seiner Zeit! Daß ihrer so wenig sind, das ist Gottes Art! Nur daß die, die in dieser Gemeinschaft des Dienens stehen, sich allezeit ihres hohen Berufes bewußt bleiben!

Ich habe immer meine Zweifel gehabt, ob solch eine fremde Pflanze, wie es die Diakonissensache ist, Wurzel schlagen wird in unserm Volksleben. Ich verhehle mir auch nicht, daß, wie die Pflanze in anderem Erdboden Farbe und Gestalt wechselt, manches fallen wird, was uns lieb und gewohnt ist. Aber wenn nichts zufällig geschieht in dem großen Haushalt Gottes, wenn ich mir sagen muß,



daß nach Gottes Willen diese Gemeinschaft des Dienens in unser Volksleben hinein gepflanzt ist, dann mag sie noch so langsam Wurzel schlagen, dann mag sie ihre Gestalt wandeln, wenn sie eine Gemeinschaft des Dienens bleibt, dann hat sie eine Zukunft, sie hat eine Aufgabe, sie wird, wer kann die verborgenen Täden bloßlegen, die von solcher Gemeinschaft hinüberleiten in das Leben eines Volkes, an ihrem Teile unsrem Volke geben, was ihm fehlt, den Sinn des Dienens.

---

**ADDRESS BY THE REV. H. A. WELLER, D.D.,**  
**President of the Ev. Luth. Ministerium of Pennsylvania.**

---

Upward of thirty years of the history and development of the Ministerium of Pennsylvania is marked by the impress of the influence of this Institution, quietly arousing a consciousness of the necessity for true Inner Mission development as over against the Zeitgeist of humanitarianism. This renders it fit that I should, on this festival occasion, bring an expression of greeting from the old Mother Synod to all who have and are now laboring faithfully to promote the true spirit of Christian ideals and of labors of love and mercy.

Especially fitting is it that such recognition be given now when large problems are projecting themselves upon the consciousness of the American Lutheran community and Church. It is at this time, especially, that the spirit of the Female Diaconate exhibits its real objective to a puzzled world in a sorely distraught age. As I look about me and observe how we in America, also, have come upon a time when the human unit and his problems are made a subject for scientific, rather than spiritual and evangelical solution, I appreciate, more than paucity of language permits me to say, the salutary influence the work of this Institution has and is exerting upon the gigantic strides of administrative development which have marked the latter decades of the history of the Ministerium to keep the Church in her proper sphere, and we have abundant occasion to add a leaf today to the laurels which crown the names of the far-sighted individuals who projected, founded, established and promoted this Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses among us.

The vagaries of this world-period make it doubly important that examples of the true Christian solution of human problems by love, instead of by law, should bear forceful testimony against error and vacillation. Against the popular clamor of modern Social Service we need more potentially than ever to keep in unveiled and undimmed view the claims of the Gospel of Jesus Christ, which is the only solution given to men under heaven whereby the problems of the human unit, as well as of human society, can be rightly determined — The Gospel, the power of God unto salvation (which is solution) to every one that believeth.

The day upon which our lot has fallen is an era when men seek

almost any other source of salvation than the one graciously revealed and given from heaven. It is actually painful, to one who is "old-fashioned" enough to trust in Divine Salvation, to see how society is trying to meet the problem of the sinner, the outcast, the unfortunate and the victim of modern social order, after the manner of the scientific man of the medical schools who is hunting out microbes in the human organism, spearing them, examining them under microscopes, and casting about to produce some serum which, injected into this human organism, may prove an antidote, or at least a palliative. By some process modern humanitarianism, in the great world of human society, is seeking out the human microbe in this social body, spearing it, searching out, with microscopic exactness, its depressing activity upon the social organism, and casting about for some legislative serum or enactment that shall serve to eliminate this micro-organism — the fallen or sinful individual — from the social body. And this process they now designate as Social Service.

What strange vagary is this that has taken hold upon our American life-problems, just as on the smoke-blackened back-ground of a ruined European civilization the lurid flames of war are projecting into vision the foregleams of still greater problems which the Church of Jesus Christ is called upon in America to solve!

Let us be grateful in Zion, therefore, that the Church we love is not compelled to form and fashion anew such exponents of the Gospel manner of meeting the problems of the human unit and of his society, as a third of a century's history of Evangelical Inner Mission Work here in our American Lutheran Church affords. Under God and His Christ let us be grateful to the men and women who, in the founding, promotion and labors of this Institution, each in his or her humble way, have contributed to the recognition, by the American Church, of the way of the Evangelical Inner Mission as the way of a Gracious Heavenly Father in dealing with, and solving the problems of His children — the way of loving salvation, rather than the way of solution by elimination.

Sometimes, when studying the Epistles of that greatest of Christian Missionaries, St. Paul, I have felt a sense of regret at finding so little stress laid upon the work of Inner Missions; yet, when I read them again I found so much about it that I had to fear that what I looked for, through eyes spectacted with modern American prejudices, had been lost to me because I was verging close to the line of the modern error of conception as to what is the Evangelical Inner Mission Work. As I observe more closely what this Deaconess Motherhouse stands for among us; as I examine the self-sacrificing work of our Sisters in the avenues of the daily life of individuals and communities, a new light dawns upon my understanding, and I realize that the Great Apostle of Missions had not failed to stress the Inner Mission Work of the Christian and his Church; but my interpretation had been warped by my former surroundings and humanitarian ideals until I forgot the force of such of Paul's writings as that in the II. Epistle to the Corinthians where he said, "God loveth a cheerful giver."

Can you wonder that only as I saw the gracious self-sacrificing of those whose work this Institution represents; a new, or rather enlarged,

vision of what manner of giving it is that is so acceptable to God became mine? St. Paul must have had some similar experience when he instituted in his Corinthian Congregation an organization to promote the gathering of gifts of love for their poverty-pinched fellow-believers in Palestine. "God loveth a cheerful giver" must mean more than the way in which men and women, reared amongst cheerful surroundings, give of money or of spare and leisure hours to the assistance of their needy fellows. It must mean more than acts prompted by native sympathy for the unfortunate of the species. It must mean that in this life the deepest and most unselfish love — the love that seeks the man in man — the Divine image; the love that serves and leads out of darkness and sin into light and life — is that love which has made its possessor spiritually free from the bondage of sin and rendered him glad in the knowledge of pardon.

It seems to me when Paul speaks of the cheerful giver he has in mind the cheerfulness of a saved soul in Christ. Some are by nature cheerful, but to confine the word of Paul to such were evident violence. Not only some, but all who have, by faith, come to participate in the consciousness of pardon are really cheerful — cheerful givers not of material gifts alone, nor of time; but givers of themselves; givers imparting to others the flame of love kindled in their own hearts at the foot of the Cross of Calvary; givers whose object is not a mere amelioration of human needs, but to lead the whole man into a new being, a new life in that Kingdom whose bearers Christ called all His followers to be and charged them to pray daily, "Thy Kingdom come."

This is the blessed distinction between Inner Mission Work and the work of the so-called Social Service. It is the distinction which makes the beneficiaries of the one behold the love of God; while the beneficiaries of the other can praise only the sympathy of man. Blessed, therefore, must be the memory of the men and women who, with consecrated devotion have labored and loved in this place, and blessed the labors of the Trustees, the Sisters and their Pastor whose tenth year of supervision this anniversary also celebrates; for it is to you all that I am the bearer of this anniversary greeting, and of the gratitude of a heart filled with reverent admiration for God's instrument in founding and endowing this Institution of Mercy and Love, which, by the Grace of our Lord Jesus Christ, must ever be the fruitful Motherhouse from which shall go forth the true message of interpretation of Christian activities into American life, and direct American understanding into the only true channel of solution for the life-problems of the individual and of society.

---

Wir hoffen, die Dezember Nummer, die Weiteres über das Jahresfest bringen wird, in Kürze folgen zu lassen.

---

## Der Diakonissen-Freund

### SUBSCRIPTION RATES :

Single copy, per year (12 numbers, 8 pages each).....	\$0 25
5 copies.....	1 00
100 copies.....	15 00
Subscriptions for Philadelphia and foreign countries, single copy.....	35 00



# Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang.

Dezember 1916.

No. 12.

## Jahresbericht

des Pastors des Mary J. Drexel Home und Philadelphia  
Diakonissen-Mutterhauses.

(Schluß)

Kommen wir nun auf die Schwesternschaft selbst, so fällt zunächst die geringe Zunahme auf, da die Zahl unserer Schwestern in diesem Jahrzehnt nur um 13 gestiegen ist, nämlich von 68 auf 81. Die Gründe für dieses langsame Wachstum sind in den Landesverhältnissen, in unserer Kirche und in der Diakonie selbst zu suchen. Auf Einzelheiten einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich; nur dieses Eine gebe ich zu bedenken: Wenn irgend jemandem, so liegt den Diakonissenleuten selbst daran, alle Hindernisse, die sich dem Gedeihen der Diakonie und der Schwesternschaft entgegenstellen, klar zu erkennen und ehrlich zu beseitigen. Was unserem Mutterhause darin möglich ist, geschieht und zwar in immer steigendem Maße.

Auf Grund der in diesen zehn Jahren gemachten Erfahrungen, scheinen folgende Schlüsse berechtigt: 1. Wir dürfen auf Wachstum rechnen, jedoch nicht auf ein rasches, trotz aller Bemühungen, unseren Gemeinden über die Diakonie Aufschluß zu verschaffen und unsere Arbeit und Führung des Mutterhauses den hiesigen Verhältnissen möglichst anzupassen. 2. Wir sind für Zuwachs fast ausschließlich auf hierzulande geborene Jungfrauen angewiesen. Die Einführung der Landessprache im Unterricht und in den Gottesdiensten war also als Lebensfrage richtig erkannt worden von unserem Verwaltungsrat, von meinem verehrten Vorgänger im Amt, Herrn P. Goebel, und von fast allen unseren Schwestern. 3. Die physische Leistungsfähigkeit der hier erzogenen Jungfrauen fordert eine entsprechende Modifizierung der Arbeitsforderungen, also die Entlastung von solchen körperlichen Anstrengungen, die nicht absolut geboten sind und ohne Beeinträchtigung der echten Diakonissengefinnung anderen Hilfskräften übertragen werden können. 4. Die Forderungen gründlicher Schulung steigen auf allen Gebieten immer mehr, zum Teil in bedenklicher Weise und ohne wirklichen Segen für den betreffenden Dienst. Innerhalb gesunder Grenzen muß daher das Mutterhaus weder Mühe noch Mittel scheuen, die Schwestern auch in dieser Beziehung derart auszubilden, daß sie dem Herrn und seiner Kirche zur

Ehre gereichen; anderseits aber auch als Gegengewicht das Glaubensleben und die bewährten Grundsätze der Diakonie um so mehr festhalten und pflegen. Alles, die Ausbildung und die Leitung, die Arbeit und die Erholung unserer Schwestern, muß, wie ihr ganzes Leben, unter dem *e i n e n* Gesichtspunkte bleiben, der jede Schwester sprechen läßt: „Ich bin des Herrn Magd.“ Dieses Bewußtsein macht sie frei von aller Menschendienerei und bindet sie doch zugleich an ihren Beruf mit Freudigkeit und Treue. Je mehr solche echt christliche Gesinnung jede einzelne Schwester erfüllt, desto mehr wird Gottes Segen auf uns ruhen und die Zukunft unseres Hauses gesichert sein. Die Bedeutung unseres Mutterhauses für die Arbeit im Reiche Gottes liegt nicht im Prachtbau, nicht in der Fundierungssumme, nicht in der Zahl der verpflegten Armen und Alten, Kinder und Kranken, sondern in dem Geist, in dem wir unsere Arbeit verrichten. Dieser Geist wird auch die Kirche bestimmen in ihrer Stellung zur Diakonie im Allgemeinen und zu unserem Mutterhause im Besonderen.

Die Kirche, wie sie bei uns in den Synoden und im General Konzil vertreten ist, hat von Anfang an unserem Werke ihr Wohlwollen bewiesen, doch hat dasselbe in den letzten zehn Jahren etwas bestimmtere Gestalt angenommen. So sind durch offiziellen Beschluß dieser Kirchenkörper die Pastoren aufgefordert worden, am Sonntag Septuagesimä bei ihrem Werberuf um Arbeiter für den Weinberg des Herrn der weiblichen Diakonie zu gedenken. Besonders ermutigend darf für alle Freunde der Sache die offizielle Anerkennung unserer Diakonissen als Dienerinnen der Kirche sein, die das ehrw. General Konzil auf seiner letzten Versammlung in Rock Island beschloß. Damit ist die Diakonie prinzipiell eingegliedert in den Organismus der Kirche und auch für unser Mutterhaus das erreicht, was führende Männer auf diesem Gebiet auch in Deutschland als das Richtige und daher Erstrebenswerte erkannt haben. Der Dank der Diakonie für diese Anerkennung wird in treuem Dienst seinen besten Ausdruck finden seitens der Schwestern und in echt kirchlicher und loyaler Leitung des Werks seitens des Mutterhauses.

Von besonderer Bedeutung für unsere Verbearbeit ist jedoch die Tätigkeit der Frauen-Missionsvereine des General Konzils, die ein stehendes Komitee ernannt haben mit der unserem Hause so nahe stehenden Frau Braun, Gattin unseres Verwaltungsratsgliedes Herrn William P. M. Braun. Durch die Tätigkeit dieses Komitees ist die Diakonie auf das Programm mancher Frauenvereine gesetzt worden, wie auf das von dem Generalverbande herausgegebene Arbeitsprogramm für die Lokalvereine; auch ist in höchst gefälliger Form Literatur erschienen, die mehrfach Interesse für die Diakonie wecken sollte. Durch die Einführung der Landessprache neben der geschichtlich und sachlich in unserem Mutterhause heimischen deutschen Sprache, ist auch Jungfrauen aus nichtdeutschen Gemeinden der Eintritt in unser Haus wesentlich erleichtert, und das Interesse für unsere Arbeit in englisch sprechenden Kreisen merklich erhöht worden.

So schließt denn dieses erste Jahrzehnt des jetzigen Pastors dieses Mutterhauses ohne bedeutende Zunahme an Schwestern, wohl aber mit einer inneren Entwicklung der Arbeit und mit einem solchen günstigen Verhältnis zur Kirche und zu allen unseren Arbeitsstationen, das weit hinausgeht über das, was wir vor einem Jahrzehnt erwarten durften. Die in meiner Antrittspredigt ausgegebene Losung soll uns auch weiter angesichts des bescheidenen Wachstums und doch nicht geringer Erfolge und der noch bevorstehenden schweren Aufgaben ermuntern und stärken: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Setzen wir also unsere Arbeit fort, demütig im Blick auf eigne Schwachheit und Verfehlung und mutig im Blick auf Gottes vergebende und helfende Gnade, so werden wir auch noch miteinander rühmen dürfen: „Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo!“ Darum, ihr lieben Schwestern, Sie Herren vom Verwaltungsrat und Sie, verehrte Freunde unseres Mutterhauses: Vorwärts, demütig, getrost, freudig, im Namen Jesu!

---

### Festpredigt von Herrn P. Fred. H. Bofch, New York.

---

Text: 1. Kor. 13: 13: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Zuerst möchte ich aber dem lieben Diakonissenhaus, dem werten Seelsorger und der gesamten Schwesternschar meine herzliche Gratulation und besten Glück- und Segenswünsche überbringen. Auch möchte ich im Namen meiner lieben St. Paul's Gemeinde, die durch das Mutterhaus schon viel Segen erhalten hat, herzlich gratulieren und Gottes Segen wünschen.

Bei einem Jahresfest sieht man gewöhnlich zurück auf die verflossenen Jahre; und wenn es auch viele Jahre sind, so ist die Zeit doch schnell dahingeeilt, eine kurze Zeit. Und doch ist viel geleistet worden, — es sind Jahre der Arbeit, der Mühe, aber auch des Glaubens und des Gebets gewesen. Es sind Jahre gewesen, die da reich waren an Erweisungen der göttlichen Gnade. Der Herr hat sich zu diesem Werk bekannt. Ihm sei Ehre, Dank und Lob.

Wohl haben Menschen die Arbeit getan; sie waren aber nur Werkzeuge in der Hand eines großen Meisters. Gerne und willig haben sie sich gebrauchen lassen zu dem schönen Dienst für den Herrn: dem Drang und dem Zug im Herzen konnten sie nicht widerstehen — galt es doch dem Herrn zu dienen.

#### Das Wirken für den Herrn.

I. Es entspringt aus dem Glauben.

In jedem christlichen Werk ist der Glaube die Quelle. Es muß



also sein. „Ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen.“ Gotteswerk ist immer Glaubensarbeit. Warum sind wir heute hier? Warum hat man hier dieses schöne Werk angefangen? Warum hat man die viele und große Arbeit getan? die vielen Opfer gebracht? Weil man Glauben hatte. — Was hat nicht der Glaube schon Großes geleistet in der Welt! Seht auf die christliche Kirche, auf ihre Arbeit, auf ihrer Entwicklung, auf ihre Opfer. Das hat der Glaube getan. Vor uns steht im Geiste der große Apostel Paulus. Wer kennt nicht sein Wirken, seine Opfer, seine Beharrlichkeit? Und neben ihm steht mancher treue Zeuge für den Herrn. Trotz Entbehrungen, trotz Verfolgungen, trotz Leiden aller Art, gingen sie weiter in ihrem herrlichen Werk. Ob auch mancher in den Tod sank, ob manches verwüstet wurde und vernichtet, andere traten an ihre Stelle und das Werk ging weiter. Wir brauchen bloß an die Mission der christlichen Kirche zu denken; viele treue Zeugen Gottes sind Opfer ihres Berufes geworden, dem Klima unterlegen oder von Feinden erschlagen. Doch traten andere in ihre Reihen. Warum? Der Glaube. Sie können nicht anders: der Glaube ist eine Macht, die zwingt.

Hier ist auch ein Glaubenswerk, das Werk der weiblichen Diakonie. Es galt, die großen, gleichsam zerstreut liegenden Kräfte zu sammeln, zu vereinen, zu organisieren, sie auszurüsten, und dann die einzelnen Kräfte auszusenden, und die Diakonissen an ihre Stellen und auf ihre Posten zu stellen. Das ist nun jahrelang geschehen. Wer kann den Segen bemessen, das viel Gute ausrechnen, die Mengen zählen, denen die weibliche Diakonie zum Segen gereicht ist. Und das alles aus dem Glauben. Der Glaube kennt Jesum, der Glaube weiß von dem heiligen Blut des Lammes Gottes, das am Kreuzesstamm geflossen ist; kennt das Opfer, das für die Menschen gebracht wurde.

Der Glaube fragt, was können wir Menschen für den Herrn tun? Der Glaube muß tun, er muß wirken, er muß sich zeigen und zwar für den Herrn, der der Gegenstand des Glaubens ist. Deshalb finden sich auch so viele bereit, sind willig für den Herrn zu wirken und finden darin ihre größte Freude, ihre größte Ehre. Für Jesum.

## II. Es wird getragen durch die Hoffnung.

Viele arbeiten auf Hoffnung. Einen ebeneingewanderten nennt man einen „Grünen,“ weil er im fremden Lande unter fremden Menschen doch hoffnungsvoll an die Arbeit geht. Der Geschäftsmann fängt hoffnungsvoll ein neues Geschäft an; der Landmann säet auf Hoffnung seinen Samen. Wenn man auch nicht sofort den Erfolg seiner Arbeit sieht, man arbeitet weiter—auf Hoffnung. Pastorenarbeit ist Hoffnungsarbeit. Ob der Pastor auf seiner Kanzel steht, ob er in der Sonntagsschule arbeitet, oder im Konfirmandenunterricht die Jugend unterweist, er arbeitet auf Hoffnung, und wenn er nicht sofort die Frucht seiner Tätigkeit sieht, er arbeitet weiter, wirkt für den Herrn — auf Hoffnung. Wahr ist es, er wird oft gestärkt

durch einen Fingerzeig von oben und mit neuem Mut geht er wieder an die Arbeit. „Die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“

Dieses Werk der weiblichen Diaconie ist auch ein Werk, das von der Hoffnung getragen wird. Die geistliche Pflege wird mit der leiblichen verbunden, sie ist ein Dienst im christlichen Sinn. Sie hat es zu tun mit den Armen, Kranken, Elenden, Verlassenen, Verbitterten und Verzweifelten. Es wird oft schwer das Herz des Einzelnen zu ergreifen. Da könnte manche Diaconissin fragen: „Was nützt meine Arbeit? Was habe ich davon?“ — Soll sie deshalb mißmutig oder gar verzweifelt werden? Soll sie ihre Tätigkeit einstellen? Nie und nimmer. Sie hat es mit unsterblichen Seelen zu tun, und vor ihr steht Jesus, der sie immer wieder aufmuntert treulich auszuhalten, weiter zu wirken — auf Hoffnung. In Aufmunterung fehlt es in diesem heiligen Stande nicht. Manches gelingt, manches wird doch erreicht, die linde Hand, die sanfte Stimme, das freundliche Wort, die treue Pflege — dies alles hat gewiß schon vielen edlen Samen gestreut, der vielleicht erst später aufgehen und Frucht tragen wird. Auf Hoffnung.

### III. Es wird geheiligt durch die Liebe.

Auf die Gesinnung kommt es an bei dem Wirken für den Herrn.

Wenn jemand mir gratuliert ohne Liebe, so ist das Heuchelei; wenn jemand mich bemitleidet ohne Liebe, so ist das Verstellung. Und wie oft redet der Mund, wovon das Herz nichts weiß; wie oft rühren sich die Hände und das Herz ist nicht dabei. Jedes Wort, jede Tat sollte veredelt, geheiligt werden durch die Liebe. Man lese was der heilige Apostel Paulus von der Liebe sagt, 1. Kor. 13: 1 — 8.

Dieses heilige Werk der weiblichen Diaconie ist nichts ohne die Liebe. Die Liebe schaut hinauf zu Jesu und erkennt die große Liebe des liebenden Heilandes. Sie sieht immer noch seine ausgereiteten Arme, die gerne die ganze Welt einschlösse. Sie sieht seinen bitteren Tod — aus Liebe.

Die Liebe sieht hinab auf die Menschen. Da sieht sie den Jammer und das Elend und die Not, die so viele drückt. Sie sieht manches Herz, so manches Leben, das liebeleer ist, kalt, unempfindlich, — sie sieht so manchen arm, krank, traurig, finster. Da muß die weibliche Diaconie Liebe bringen, und mit der Liebe Licht, Trost, Freude. Die Elenden sollen sagen, daß die Liebe, von Menschen andern erzeigt, ein Abganz ist der Liebe Christi, sie sollen die Macht der heiligen und heiligenden Liebe erkennen. Unzählige gibt es, auf die solche Liebe einen tiefen Eindruck gemacht hat. Mancher Mensch mit hartem Herzen hat sich schon gefragt: „Warum die Diaconissin mit solcher Liebe und Freundlichkeit sich meiner annimmt?“ und hat dabei den tiefen Ernst des Wortes erkannt: „Die Liebe Christi dringet uns also.“

„Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Ja, diese drei, nicht eins ohne

das andere. Die Liebe aber ist die größte. Es kommt die Zeit, da wird der Glaube aufhören und sich in seliges Schauen verwandeln; es kommt die Zeit da die Hoffnung verwirklicht wird; aber „die Liebe höret nimmer auf.“

Gott segne auch fernerhin das heilige Werk der weiblichen Diakonie. Möge es immer bleiben ein Wirken für den Herrn, das aus dem Glauben entspringt, von der Hoffnung getragen und durch die Liebe geheiligt wird. Amen.

---

### Zum Gedächtnis an Dr. Wilbert.

---

Einen treubewährten Freund hat unser Mutterhaus verloren als am Samstagmorgen, den 25. November, Herr Dr. Martin J. Wilbert im Deutschen Hospital einem Herzschlag erlag. Erst am Mittwoch war er von Washington gekommen, weil er einen ersten Anfall von Herzschwäche nahen spürte, doch erregte sein Zustand keine außergewöhnliche Besorgnis; noch wenige Minuten vor seinem Ende ahnte niemand die Gefahr. Um so schwerer traf uns die sich rasch verbreitende Kunde von seinem plötzlichen Ableben. Die Beerdigung fand am Dienstag statt unter starker Beteiligung unserer Schwesternschaft und der Freunde des Entschlafenen. Dem Gottesdienst in der Anstaltskapelle wohnten außer unserm Präsidenten, Herrn Richter Staate, auch eine Anzahl Professoren und Aerzte bei, darunter Vertreter von drei verschiedenen Abteilungen der obersten Gesundheitsbehörde des Landes in Washington, zu welcher Herr Dr. Wilbert seit 1908 gehörte. Nur mit schwerem Herzen hatte er damals dem Rufe der Regierung Folge geleistet, denn seit er in 1891 als Apotheker ins Deutsche Hospital gekommen war, hing er mit allen Fasern seines Wesens an diesem Werk. Seine ebenso große Einfachheit und Bescheidenheit wie seine außerordentliche Gelehrsamkeit und Leistungsfähigkeit, seine Selbstlosigkeit und edle Gesinnung, vereint mit großer Energie und zielbewußter Entschiedenheit, erwarben ihm überall Freunde, ja Verehrer, und zwang selbst solchen Achtung ab, die aus kommerziellen Rücksichten sich der Durchführung seiner hohen Ideale auf dem Gebiet der Medikamente widersetzten. Seinem Einfluß in Washington haben wir einige der besten neuen Gesetze, besonders die „Anti-Marcotic Law“ größtenteils zu verdanken. Gerade am Tage vor seiner Erkrankung hatte er die Revision der von der Regierung herausgegebenen „American Pharmacopoeia“ im Manuscript vollendet. Seines umfassenden und genauen Wissens wegen hatten ihm seine Kollegen den Spitznamen „Die Encyclopädie“ gegeben. Er war ein tätiges Mitglied einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Vereinen, ein fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiet der Apothekerkunst



und einer der ersten in unserem Lande, die Röntgen-Strahlen anzuwenden. Er wird schwer zu ersetzen sein.

Nach menschlichem Ermessen starb er allzu früh, im Alter von nur 51 Jahren. Um ihn trauert die tief gebeugte Witwe, Elisabeth, geborene Watkins, seine beiden ihn überlebenden Eltern und fünf Schwestern, die in seiner Heimat bei Utica, N. Y., wohnen. Unsere älteren Schwestern werden ihn jedoch auch schmerzlich vermissen, besuchte er uns doch öfters im Laufe des Jahres und verlebte mit seiner Frau auch jeden Sommer einige Tage in unserer Villa Lankenau, ein ihm von unserem Vater Lankenau ausdrücklich zugesichertes Gastrecht. Requiescat in pace!

---

### Zur Anstaltschronik.

---

In unserer Schule hat uns ein von Australien gekommener Herr Alfred Foster zwei so genussreiche wie belehrende Abende bereitet mit seinen trefflich durch Lichtbilder illustrierten Vorträgen über Neuseeland am 13. und über Australien am 27. November, so daß wir mit Spannung seinem dritten Vortrag am 13. November entgegen sehen, da er über die Fidschi Inseln reden wird.

Unsere Schwester Elisabeth Heibek mußte sich einer schmerzhaften Drüsenoperation unterziehen, von der sie sich allmählig erholt und hoffentlich bald wieder in ihre Arbeit zurückkehren kann. Ebenfalls hat Schw. Amalie Hartwig seit etlichen Wochen das Bett hüten müssen, ist jedoch ebenfalls auf der Besserung. Gott wolle diese Zeit der Heimsuchung an beiden segnen zum Gewinn der Seelen!

---

Das liebe Christfest wird, so Gott will, wie folgt gefeiert werden: Am Freitag, den 22. Dez. um 2 Uhr im Kindergarten, um 4 Uhr im Deutschen Hospital, um 8 Uhr in der Schule; am Samstag um 3 Uhr für die Armen in der Dispensary des Deutschen Hospitals; am Sonntag um 4 Uhr im Kinderhospital und um 5 Uhr im Altenheim. Um halb acht Uhr ist die liturgische Vesper in der Kapelle für die Schwestern und andere Glieder der Hausgemeinde; um halb elf Uhr am Christtage ist Festgottesdienst und am Abend um acht Uhr Vesper für

die Angestellten. Möchten wir doch alle dem Christkindlein unser Herz öffnen; dann werden wir fröhlich feiern können!

Allen Lesern wünscht der „Diakonissenfreund“ zu Weihnachten viel Freude am Kindlein in der Krippe und zum neuen Jahre unter Jesu Führung neue Zuversicht und neuen Segen. Um baldigen Frieden auf Erden laßt uns einmütig flehen!

### Quittungen.

1916.—Herr Carl Cluß — Frau Friederich Uk — Frau C. Sulzberger — Frau Wm. Sulzberger — Frau Finsel — Fräul. Caroline Mueser — Herr P. J. A. Hoffmann — Frau A. Kraft.

1917.—Herr P. G. Weiderbecke, Sen. — Herr A. J. Boersche — Herr John Burnes — Frau M. Ferien — Frau Emma Henning — Fräul. C. Becker — Herr P. G. M. Schofer — Frau Ernst Scholz — Frau J. W. Müller.

1918.—Frau L. L. Nidel — Frau C. C. Wagner.

1919.—Herr P. C. Krahmer — Herr P. John B. Forster — Frau Johanna Schmidt — Frau Marie Merlau — Herr P. G. Meyer, Ph. D.

1910.—Fräulein Irma Müller — Frau Wm. Mahlow — Frau Katharine Dreisigacker.

1921.—Herr John Offermann.

1924.—Herr P. G. W. Roth, D. D.

1927.—Frau C. J. Moldenke

## Der Diakonissen-Freund

A Monthly Magazine published by the Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses, Incorporated,  
2100 So. College Ave., Phila., Pa.

### SUBSCRIPTION RATES:

Single copy, per year (12 numbers, 8 pages each).....	\$0 25
5 copies.....	1 00
100 copies.....	15 00
Subscriptions for Philadelphia and foreign countries, single copy.....	00 35

Sample Copies Free.

EDITORIAL, as well as BUSINESS LETTERS, PAYMENTS, ETC., please address  
REV. E. F. BACHMANN, D.D., Mary J. Drexel Home, Philadelphia, Pa.







